1v

Christliche Legenden und Geschichten,

nebst

einer Zugabe

vermischter Gedichte und erläuternder

Beilagen.

„Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit."

UBL. VNIVERS. LIPS.

Von

F. A. Cunz.

Prediger zu St. Nicolai in Eisleben.

Eisleben,

Verlag von Georg Reichardt.

1840.

11048

Inhalt.

Zueignung.

I. Chriſtliche Legenden und Geſchichten.

A. Der Apoſtelkreis.

St. Johannes, ein Legendenkranz S. 7—19.

1. Johannes und der Jüngling . — 7—12.
2. Der Apoſtel und die Taube . — 13—15.
3. Der Vater und ſeine Kinder . — 16—17.
4. Der Herr und ſein Ruf . . . — 18—19.

Paulus in Banden . . . . . — 20—24.

Die Friedensboten . . . . . — 25—29.

Petrus in Rom . . . . . — 30—32.

B. Mittelalterliche Legenden und Geſchichten.

Das Kreuz Chriſti . . . . . S. 35—36.

St. Forſens . . . . . — 37—43.

St. Chriſtophorus . . . . . — 44—50.

Der Lobgesang . . . . . S. 51 — 53.

Die heilige Margareth . . . — 54 — 60.

Barlaam und Josaphat . . — 61 — 81.

1. Wie der König Avennir die indischen Christen verfolgt . — 61 — 63.
2. Was die Sterndeuter vom neugebor'nen Kindlein Josaphat weissagen, und was der König beschließt . . — 64 — 68.
3. Wie Josaphat groß wird und was ihm begegnet . . — 66 — 68.
4. Barlaam kommt aus der Wüste und Josaphat wird ein Christ . . . . . — 68 — 70.
5. Wie der Vater umsonst sich bemüht, seinen Sohn wieder zu einem Heiden zu machen . . . . . — 70 — 74.
6. Nachor, der Lobredner Christi wider Willen . . . — 74 — 77.
7. Der Zauberer Theodas und seine verlorene Kunst . — 77 — 79.
8. Wie Avennir endlich ein Christ wird und seinem Sohne das Reich übergiebt und wie Josaphat und Barlaam sich wieder zusammenfinden . . — 80 — 81.

Valerianus und Cäcilia . . — 82 — 84.

Der Demuth Preis . . . . — 85 — 87.

Der Ritter Georg . . . . — 88 — 96.

Gottfried von Bouillon . . — 97 — 102.

Bernhard von Clairvaux, ein Legendenkranz . . . S. 103 — 113.
1. Die Schule der Weisheit und Beredtsamkeit . . . — 103 — 104.
2. Der Versucher auf der Kanzel — 104 — 105.
3. Die bestrafte Vermessenheit — 106 — 109.
4. Das verlorene und wiedergewonnene Kapital . . — 109 — 111.
5. Das Vermächtniß . . — 112.
6. Die Wanderstunde . . — 112 — 113.

Die Mutter und das Kind . — 114 — 116.

Die Stunde der Ewigkeit . — 117 — 118.

Die Werke Gottes . . . — 119 — 124.

Des Teufels Bild . . . — 125 — 126.

Der Tod des Frommen . . — 127 — 128.

Der Brodstein zu Oliva . . — 129 — 132.

Das Bügeleisen zu Glogau . — 133 — 135.

Das Crucifix . . . . . — 136 — 139.

Der böse Schwur . . . . — 140 — 142.

Der Wirth und der Landsknecht — 143 — 146.

Die Geister des Zobtenberges — 147 — 151.

Die Versöhnung . . . . — 152 — 154.

Die heilige Katharina von Siena — 155 — 156.

Des Heilands Bild . . . — 157 — 158.

Christus als Gast . . . . — 159 — 162.

C. Aus der Reformationszeit.

Der Traum Friedrichs des Weiſen S. 165 — 167.
Friedrich Mekum von Lichtenfels — 168 — 180.
Klein Aennchen van den Hove — 181 — 185.

II. Vermiſchte Gedichte.

Barlaam, ein Parabelkranz . S. 189 — 201.
1. Der Edelſtein . . . . — 189.
2. Der weiſe König . . . — 189 — 193.
3. Die Weltluſt . . . . — 193 — 195.
4. Die drei Freunde . . . — 195 — 197.
5. Die wüſte Inſel . . . — 197 — 198.
6. Des Vöglein's Lehren . . — 199 — 201.

Geſangfeſt-Lied . . . . . — 202 — 203.

Die Glockenweihe . . . . — 204 — 207.
1. Glockeninſchriften . . . — 204.
2. Weihelied . . . . — 204 — 206.
3. Schlußgeſang beim Anſchlagen der Glocken . . . — 207.

Das todte Kindlein . . . — 208 — 209.

Am Grabe eines Freundes, der in den Fluthen der Saale ertrank . . . . . — 210 — 211.

Am Grabe eines treuen früh vollendeten Lehrers . . . — 212 — 213.

Zur Todtenfeier . . . . S. 214—215.
Am Confirmationstage . . . — 216—217.
Die himmliſche Wallfahrt . — 218—219.

III. Beilagen.

Andeutungen zur Geſchichte und Charakteriſtik der chriſtlichen Legende . . . . . S. 223—238.
Beſonders Erläuterndes zu den chriſtlichen Legenden und Geſchichten . . . . . — 239—248.

Zueignung.

Ich ſah die Thürme ragen
Im hohen Wolkenblau,
Die ſchlanken Säulen tragen
Den kühn gewölbten Bau.
Iſt er in Köln zu ſchauen,
In Straßburg oder Rom? —
Weit über allen Gauen
Wölbt ſich der heil'ge Dom.

Ich ſah die Völker ſtehen
In Opferduft und Glanz,
Den Prieſter hoch erhöhen
Die ſtrahlende Monſtranz;
Ich ſah in ernſter Weiſe
Den Tiſch bereitet ſtehn
Und durch der Brüder Kreiſe
Den heil'gen Becher gehn.

Der Völker Zungen klangen
In tausendfachem Ton,
Doch alle Völker sangen:
Gelobt sei Gottes Sohn! —
Wie sie sich mieden, schieden
In Wort und Bild und Brauch,
Doch fühlt' ich süßen Frieden
Und ew'gen Lebenshauch.

Denn von der Kuppel oben
Fiel himmlisch Licht herein;
Herr Gott, dich alle loben
In deines Lichtes Schein.
Die Völker wimmeln, wogen,
Sie ziehen ein und aus;
Doch hoch in mächt'gen Bogen
Wölbt sich ihr ew'ges Haus.

Und tauſendjähr'ge Männer
Des Tempels Ruhm erhöhn,
Als Zeugen und Bekenner
An ſeinen Säulen ſtehn.
Zur Tempelwacht entboten
Hat die erwählte Schaar
Der Herr mit ſeinen Boten
Am lichten Hochaltar.

Der heil'gen Frauen ſchaut' ich,
Der Mönch' und Ritter viel,
Und ihrem Ohr vertraut' ich
Mein fragend Saitenſpiel;
Auch Friedrich Mekum fand ich,
Des neuen Lichtes froh,
Und neben Luther ſtand ich
Und Bernhard von Clairvaux.

Was mir ihr Mund vertraute,
Das meld' ich Euch genau,
Was ich im Tempel schaute,
Das stell' ich Euch zur Schau.
Vernehmt die heil'gen Kunden,
Folgt meinem Liede gern!
Von Rosen trägt's umwunden
Das heil'ge Kreuz des Herrn.

Chriſtliche Legenden
und
Geſchichten.

A.
Der Apoſtelkreis.

Liebe hat die Welt bezwungen
Und den ſchönſten Sieg errungen.

St. Johannes, ein Legendenkranz.

I.

Johannes und der Jüngling.

Der Jünger, der an Chriſti Bruſt gelegen,
In dem der Liebe heil'ge Flammen glüh'n,
Sah einen Jüngling hochgemuth, verwegen,
An ſeiner Seite ſtolz vorüberflieh'n;
Er eilt ihm nach, die Botſchaft zu verkünden,
Ihn an der Liebe ſanftes Joch zu binden,
Zu ſeines Meiſters Füßen hinzuzieh'n.

Und bald iſt ihm die ſtolze Kraft gebrochen,
Geſänftigt iſt der feſſelloſe Muth;
Geſtillt der kecken Wünſche Trotz und Pochen,
Das wilde Feuer wird zur milden Gluth;
Der ew'gen Lieb' und Weltverſöhnung Kunde
Strömt labend nieder aus Johannis Munde
Auf ihn, der ſtill in ſeinem Schooße ruht.

„Du sollst, mein Sohn, als Streiter Christi kämpfen,
Zu seinem Hirten bist du ausersehn,
Drum wache stets, den alten Feind zu dämpfen,
Den Uebermuth, wenn er will neu erstehn;
Der Demuth nur ist Heil und Sieg gegeben,
Und fallen müssen, die sich selbst erheben,
Und werden nicht das Antlitz Gottes sehn.“

So sprach Johannes, eilend schon von hinnen,
Und giebt dem Jüngling seinen Friedenskuß;
Ihn ruft der Herr zu anderem Beginnen.
Doch scheidend geht er zum Theophilus,
Dem Bischof, spricht: „In deine Hand befehle
Ich dieses Jünglings unbewachte Seele,
Den theuern Schatz, den ich verlassen muß.“ —

Der Jüngling trauert, weinend nach dem Vater,
Der ihn zu Christi Lebensquell geführt,
Ihm fehlt sein Licht, sein Retter, sein Berather,
Der ihn an sanftem Liebesband regiert;
Er ist ein Kind, das hastig strebt und schreitet,
Voll Ungeduld auf halbem Wege gleitet,
Wenn es die treue Mutterhand nicht führt.

Des Bischofs Strenge will in Fesseln schließen
Des Jünglings Kraft, die brausend sich bewegt,

Die Ströme dämmen, welche schäumend fließen,
Und hat des Jünglings stolzen Sinn erregt.
Er bricht die Schranken, die zurück ihn halten,
Folgt seines Muthes stürmenden Gewalten
Mit bitterm Groll, den er im Herzen trägt.

Er kehrt zur Schaar der früheren Genossen,
Die sonst die Zeugin seiner Thorheit war.
Des Spottes Strom wird über ihn ergossen:
„Seht ihn, dort kommt der Galiläer gar!“
Gereizt, verhöhnt, von jedem Freund verlassen,
Ist er entbrannt zu wildem Zorn und Hassen
Und wird — der Führer einer Räuberschaar.

Da tritt, vom Geist des Herrn zu rechter Stunde
Geführt, Johannes in des Bischofs Saal.
Dieß war das erste Wort aus seinem Munde:
„Wo ist der Schatz, den ich dir anbefahl?“
Der Bischof staunt und weiß nicht, wie er's deute.
Johannes spricht: „Von dir begehr' ich heute
Den lieben Sohn, den ich dir anbefahl.“

Da hub der Bischof an mit bitterm Leide:
„O lieber Vater, den du suchst, ist todt,
Er ist entflohn von Christi Hut und Weide,
Hat schwer gefrevelt an des Herrn Gebot;

In jenes Waldgebirges finſtern Gründen
Wirſt du der Räuber wilden Häuptling finden,
Denn ach, er lebt und iſt lebendig todt.“

Johannes hört's und hat ſein Kleid zerriſſen,
Und rauft im Gram ſein weißes Lockenhaar:
„So haſt du den zu hüten dich befliſſen,
Der meiner Seele liebſte Sorge war? —
Noch heute muß ich ihn erſpähn und finden
In jenes Waldgebirges finſtern Gründen!“ —
Er heiſcht ein Roß und ſcheut nicht die Gefahr.

Es gilt ein Suchen und ein Wiederbringen,
Drum ſteigt er ſchnell zu kühnem Wagniß auf,
Der Liebe Feuer giebt ihm Adlerſchwingen,
Er eilt dahin im ungehemmten Lauf.
Daß er des Jünglings Seele neu gewinne,
Und ungeſäumt das heil'ge Werk beginne,
Sucht er den wilden Räuberhäuptling auf.

Wie der ihn ſchauet — ſchwinden ihm die Sinnen,
Und um die Augen flirrt ein dunkler Flor,
Auf ſchnellſtem Roſſe ſucht er zu entrinnen,
Und Schreck und Furcht ſträubt ihm das Haar empor;
In ſeiner Nähe dünkt er ſich gerichtet,
Von ſeinem Blick verworfen und vernichtet,
Wie Donnerſtimme dröhnt's in ſeinem Ohr.

„Mein Sohn, mein Sohn,“ ruft nun Johannis Flehen,
„O warum fliehſt du, von mir abgewandt?
Für deine Seele muß ich Rede ſtehen,
Drum fürchte nicht des ſchwachen Greiſes Hand! —
O könnt' ich Heil und Rettung dir erwerben,
Ich möchte gern, wie Chriſtus, für dich ſterben!
Kehr' um, mein Sohn, dein Gott hat mich geſandt!“ —

Da ſchmilzt ſein Herz, der Reue Thränen fließen,
Er kann der Liebe Zug nicht widerſtehn,
Er eilt zurück zu ſeines Meiſters Füßen,
Hier will er knieend um Vergebung flehn;
Er aber kommt mit freudigem Erbarmen,
Ihn küſſend, ſegnend, weinend, zu umarmen,
Und ſprach: „Mein Sohn, laß uns von hinnen gehn!“

Er folgt mit Freuden ſeines Meiſters Leitung;
Vergeſſen iſt des alten Lebens Lauf,
In ſeines Führers ſegnender Begleitung
Geht ihm ein neuer Himmel ſegnend auf.
Des Irrwegs ſchrecklich warnende Gefahren,
Sie lehren wachend ihn ſein Herz bewahren —
Und kindlich Flehen ſteigt zum Vater auf.

Und in der Lieb' und in des Glaubens Lichte,
In Gottes neuem Gnadenſonnenſchein,

Da reifen ihm am Lebensbaum die Früchte,
Und laden lockend jeden Pilger ein.
Der Jüngling glüht, in Chriſti heil'gem Lieben
Die reiche Fülle ſeiner Kraft zu üben,
Ein treuer Knecht des treuen Herrn zu ſein.

Johannes ſpricht: „Willſt du die Heerde weiden,
Die nun dein Herr dir übergeben wird?
Haſt du ihn lieb und trägſt ſein Kreuz mit Freuden
Und willſt ihm folgen als ein guter Hirt?“
Der Jüngling ſpricht: „Nun möcht' ich gern mein Leben
In Schmach und Tod zu ſeinem Preiſe geben,
Doch ach, ich war' ſo weit von ihm verirrt.“

Johannes ſprach: „Wohl biſt du tief gefallen,
Doch neu erſtanden aus des Todes Grab.
Wie reich muß nun dein Herz in Liebe wallen,
Da reiche Liebe dir ſo viel vergab!
Heil dir, dem Neuerſtand'nen und Gebor'nen! —
Du ſollſt mir ſein ein Retter der Verlor'nen.
Dir geb' ich ſegnend dieſen Biſchofsſtab.“

2.

Der Apoſtel und die Taube.

Sankt Johannes ſaß am Abend
In dem Schatten kühler Laube,
Um ihn flatternd heimiſch traulich,
Spielet eine weiße Taube.

Bald auf ſeinem Knie ſich wiegend,
Bald von ſeinem Haupte nickend,
Bald auf ſeinem Arm getragen,
Aus der Hand ihm Körnlein pickend.

Kindlich frohes Wohlgefallen
Hegt der Greis am holden Spiele,
Sich erquickend, ſich erlabend
Nach des Tages banger Schwüle.

„Iſt das dort der fromme Vater,
Der, zu Knabentand verirret,
Seines hohen Werks vergeſſend,
Nun im Schooß das Täublein kirret?"

Spricht ein Jüngling zu dem andern.
Sankt Johannes, der dieß ahnet,
Hat ihn, freundlich zu ſich winkend,
Sanft bedeutet und gemahnet.

Und er ſpricht zum kecken Tadler:
„Was trägſt du in deinen Händen?“
„„Einen Bogen.““ — „Und wozu denn?“ — —
„„„Dieſe Pfeile zu verſenden.““

„Und wie thuſt du dieß?“ — Der Jüngling
Hat ſogleich geſpannt den Bogen,
Blickt ihn fragend an und harret,
Hält die Sehne ſtraff gezogen.

„„„Welches Ziel willſt du mir ſetzen?““ —
Und weil Sankt Johannes ſchweiget,
Seinen Bogen abzuſpannen,
Sich alsbald der Jüngling neiget.

Und ihn fragt Johannes wieder:
„Warum ſpannſt du ab den Bogen?“ —
Und der Jüngling: „„Weil er lange
Straff geſpannt, wird ſchlaff gezogen.““

„Sieh, mein Sohn,“ ſo ſprach der Vater,
„Laß dich dieſes Gleichniß lehren:
Schwache Kraft in ſteter Spannung
Muß zuletzt ſich ſelbſt verzehren.

Auch der Adler, der zur Sonne
Hoch aufſchwinget ſein Gefieder,

Läßt ſich, wenn ſein Flug ermattet,
Schwebend in die Tiefe nieder.

Und der Herr, der unſer'm Leben
Täglich neue Kraft beſchieden,
Hat vergönnt die ſüße Labe,
Hüllt in Schlummer ein den Müden,

Daß er wieder neu erſtanden,
Vorwärts, aufwärts rüſtig ſtrebe,
Und geſchärft ſein helles Auge
Nach dem Himmelslicht erhebe.

Darum ſpotte nicht der Taube,
Die, an meinen Schooß geſchmieget,
Aus der Hand die Körnlein pickend,
Nun den müden Greis vergnüget.

Willſt du nur in Lieb' und Demuth
Fromm vor Gottes Antlitz wallen,
Wird ihm auch dein ſanfter Schlummer
Und dein kindlich Spiel gefallen."

3.

Der Vater und seine Kinder.

Still in traulichem Vereine
Lauscht die harrende Gemeine,
Wie auf Vaters Wiederkehr,
Welcher kommt nach langem Scheiden
Und empfangen wird mit Freuden
Von den Kindlein rings umher.

Sankt Johann, der Schirm und Hüter,
Hirt und Hort der Lebensgüter
Seiner treuen Heerde war,
Sankt Johann, der Lebensmüde,
Den umschwebt des Heilands Friede,
Kommt zu seiner Kindlein Schaar.

Nur ein Wort will er verkünden,
Ihre Seelen zu entzünden,
Von dem Geist des Herrn gelenkt.
Neun und neunzig Segensjahre
Hat dem Greis im Silberhaare
Seines Gottes Huld geschenkt.

Und getragen und gehoben
Von der Kinder Hand nach Oben,
Nimmt ihn auf das Gotteshaus;

Und umringt im Feſtgedränge
Von der frohbewegten Menge,
Spendet er den Segen aus.

Und, wie an des Himmels Pforte
Lauſchend, hören ſie die Worte:
„Kindlein, liebt euch allzugleich!“
Und — als ſie das Ohr ihm neigen,
Spricht der Greis nach kurzem Schweigen:
„Kindlein, liebt euch allzugleich!“ —

„Liebt euch, Kindlein!“ — Nur dieß Eine
Hört die ſchweigende Gemeine,
Nur dieß Eine Liebeswort.
„Lieber Vater,“ hört man fragen,
„Willſt du nur dieß Eine ſagen?“ —
„„Nur dieß Eine!““ — fährt er fort.

„„Wer dieß Eine treulich übet,
Brüderlich den Bruder liebet,
Iſt ein Chriſt nach Chriſti Sinn,
Liebt den Herrn in ſeinen Gliedern,
Liebt den Vater in den Brüdern,
Fährt dereinſt in Frieden hin.““

4.

Der Herr und sein Ruf.

„Ich will es, daß er bleibe, bis ich komme.“
Der Meister sprach's. Johannes hört sein Wort
Und treu bewahrt der Treue, kindlich Fromme,
Was ihm verheißen seines Lebens Hort.
Drum kommt der Herr und Meister mit den Lieben,
Mit allen Jüngern, die ihm treu geblieben,
Und spricht zu ihm: „Nun ist erfüllt mein Wort.

Johannes, komm, dir breit' ich aus die Hände,
Du willst nun gern bei deinen Brüdern sein,
Drum labe dich an meines Mahles Spende,
An meiner Jünger himmlischem Verein.
An meinem Tage sollst du zu mir kommen
Zur seligen Gemeinschaft aller Frommen,
Der Sonntag soll dein Sterbesabbath sein.“

Da läßt der Greis sich selig froh bereiten
Die stille Gruft in seiner Kinder Haus,
In seiner Kinder Mitte möcht' er scheiden,
Der Liebe letzten Segen spenden aus;
Der Sonntag kommt, die stille Gruft ist offen,
Er mahnt die Seinen, auf den Herrn zu hoffen,
Und heil'ge Feier wohnt in Gottes Haus.

Er ſpricht: „O Herr, du haſt mir deinen Frieden,
Das Abendmahl in deines Vaters Reich
Verkündigt und an dieſem Tag beſchieden,
Und in dir waltet Macht und Liebe gleich.
Drum laß im Haus der Meinen und der Deinen,
Von hinnen ſcheidend, mich mit dir vereinen,
Und nimm mich auf in deines Himmels Reich.“

Der Jünger ſpricht's, der Meiſter hat's vernommen,
Und Balſamdüfte ſtrömen durch die Luft,
Des Jüngers Antlitz iſt von Licht umſchwommen,
Der Tempel bebt, des Heilands Stimme ruft;
Und Sankt Johannes iſt — hinweggenommen,
Der Herr zu ihm, und er zum Herren gekommen,
Und — lieblich Manna fließt aus ſeiner Gruft.

Paulus in Banden.

Den Boten Chriſti feſſeln Bande,
Und doch iſt frei der Gottesmann,
Weit dringt ſein Ruf in alle Lande,
Ihn ſchreckt nicht Tod noch Kerkerbann.

An den Gefeſſelten gebunden,
Lauſcht ſeinem Wort der Hörer Schaar,
Sie ſind vom Glauben überwunden,
Und Gottes Rath wird offenbar.

„Wer biſt du, der mein Volk verführet,
Mit falſcher Rede Kunſt bethört,
Und meiner Krieger Herz regieret,
Es ab von Roma's Göttern kehrt?“

Sprach Nero zu dem Mann in Banden.
„„Mein Nam' iſt Paulus und mein Hort
Iſt Chriſtus, Herr in allen Landen,
So weit verkündigt wird ſein Wort.

Ihm hab' ich manches Herz gewonnen
Zu Land und Meer, in Noth und Fahr.
Er hat vollbracht, was ich begonnen.
Ihm ſamml' ich deiner Krieger Schaar.““

Der Kaiſer rief: „Er iſt von Sinnen.
Wer iſt der König, Herr und Hort,
Dem er die Völker will gewinnen?“
Patroklus ſprach: „Vernimm ſein Wort.

Ein König iſt es ohne Gleichen,
Ein Held an Sieg und Wundern reich,
Das Kreuz iſt ſeiner Gnade Zeichen,
Und Erd' und Himmel ſind ſein Reich.

Darum vernimm, mein Herr und Kaiſer,
Sein Wort, das alle Welt durchklingt.
Hier ſteht ein gottgelehrter Weiſer,
Der dir von Chriſto Kunde bringt.“

„„Auch dir, Patroklus, meinem Schenken,
Hat er Verſtand und Sinn geraubt?
Und mich auch ſollt' er irre lenken? —
Es falle des Verräthers Haupt! —

Hinweg mit ihm zum Blutgerichte!
Auch jedem, welcher ſich vermißt,
Daß er von einem König dichte,
Der mächt'ger, als der Kaiſer, iſt!““

So ſprach der Wüthrich; doch gelaſſen
Hört Paulus an das Blutgebot,

Und folgt den Kriegern, die ihn faſſen,
Und geht verſtummend in den Tod.

Und die zur Richtſtatt ihn geleiten,
Den ungebeugten Gottesmann,
Sie können ſeinen Sinn nicht deuten
Und ſeh'n ihn ſtaunend, fragend an.

„Sprich: Welcher Lohn wird dir gegeben?
Wer iſt der König, den du liebſt,
Und höher liebſt, als ſelbſt das Leben,
Das du ſo willig für ihn giebſt?“

Da predigt mit beredtem Munde
Sankt Paulus Gottes Wort und That,
Giebt von dem Sohne frohe Kunde
Und preiſt des Vaters ew'gen Rath.

Spricht: „Darum mußte Chriſtus ſterben,
Um, nun zur Herrlichkeit erhöht,
Auch euch den Himmel zu erwerben,
Sobald ihr gläubig zu ihm ſieht.“ —

Da wird das Herz der rauhen Krieger
Gerührt von Gottes Lieb' und Macht.
Sie rufen: „Heil dir, Held und Sieger,
Der uns das Himmelreich gebracht!“

Und zum Apoſtel ſie ſich wenden:
„Zeuch hin, du theurer Gottesmann,
Entweiche des Tyrannen Händen,
Entrinne ſeinem Todesbann!“

„„Ich ſollte flieh'n? — Nein, meine Brüder! —
Wär' ich ein Streiter meines Herrn? —
Feſt ſtehen ſeines Heeres Glieder
Und ſterben für den König gern.

Denn zu ihm geh'n die Gotteskinder,
Die fielen in dem heil'gen Krieg;
Er krönt die ſel'gen Ueberwinder,
Und kurzer Tod iſt ew'ger Sieg.

Wollt ihr um dieſen Preis erkaufen
Die Krone, die der Chriſt erringt? —
Mein Bruder Titus wird euch taufen;
Geht hin, daß ihr ihm Kunde bringt.““

So ſpricht Sankt Paulus, und er ſchreitet
Zum nahen Richtplatz ſchon heran.
Gen Himmel er die Arme breitet
Und ruft: „Wie Gott will, ſei's gethan!“

Noch einmal grüßt er ſeine Brüder
Und weint um ſie, die weinend ſteh'n,
Und ſpricht: „Getroſt, wir ſeh'n uns wieder,
Wenn wir vor Chriſti Antlitz ſteh'n!“

Dann ſenkt er Haupt und Knie nieder;
Und ſpricht: „Dein Will', o Herr, iſt gut.“
Und „Chriſtus! — Chriſtus!“ — ruft er wieder;
Da — fällt ſein Haupt, da ſtrömt ſein Blut.

Und ſchweigend ſchauen hin die Brüder,
Erheben betend Herz und Hand,
Und ſingen Preis- und Siegeslieder
Dem, welcher ſtarb und überwand.

Die Krieger aber geh'n von dannen,
Geſtärkt im Glauben wunderbar;
Sie flieh'n die Knechtſchaft des Tyrannen
Und zieh'n mit Chriſti Siegerſchaar.

Die Friedensboten.

Baradach, des Babelkönigs
Feldherr, rüſtet ſich zum Krieg,
Und er fraget Babels Götter,
Ob ſie ſpenden Glück und Sieg.

Da verſtummen die Orakel.
Nur die Antwort kommt zurück:
„Fremde Männer ſind in Babel,
Frage ſie nach Sieg und Glück.“

Und der Feldherr, der's vernommen,
Späht alsbald den Fremden nach;
Simon und ſein Bruder Judas
Treten hin vor Baradach.

Da hat Baradach geſprochen:
„Gebet Antwort mir ſogleich,
Wer ihr ſeid, warum ihr kamet
In des Babelkönigs Reich?“

Judas ſprach: „Wir ſind Hebräer,
Und von Chriſto ausgeſandt,

Kommen wir als Friedensboten,
Heil zu bringen diesem Land.“

„„Seid ihr mächtiger und größer,
Als die Götter hier im Reich? —
O so zeigt des nahen Krieges
Ziel und Ausgang mir sogleich!““ —

So des Babelkönigs Feldherr.
Doch der Bote Christi spricht:
„Frage noch einmal die Götter,
Ford're bündiger'n Bericht.

Denn wir wollen, daß sie reden.“ —
Baradach gebet. Sogleich
Kam zur Antwort: „Blutvergießen,
Krieg und Unheil droht dem Reich!“ —

Lächelnd hören die Apostel
Den erschreckenden Bericht,
Aber Baradach erbleichend
Schaut sie an und Simon spricht:

„Hörst du? — Babels Götter senden
Tod und unheilvollen Krieg,
Doch wir bringen euch den Frieden,
Und mit uns ist Heil und Sieg.

Morgen um die dritte Stunde,
Von den Indiern gesandt,
Kommen Boten, zu verkünden
Gruß und Frieden diesem Land.“ —

Da erhob ein wildes Lachen
Babels ganze Priesterschaar:
„Er will dir die Augen blenden
In der dringendsten Gefahr;

Laß ihn greifen, den Verräther!“ —
„„Harre nur noch Einen Tag,
Bis der Morgen dir erscheinet,
Welcher Frieden bringen mag.““

Also sprechen die Apostel.
Aber Baradach gebeut:
„So ihr euer Wort erfüllet,
Werd' euch sicheres Geleit.“ —

Und — genau, wie sie gesprochen,
Ist's am andern Tag geschehn,
Als die indischen Gesandten
Vor dem Feldherrn Babels stehn.

Denn sie kommen mit der Botschaft:
„Indiens Fürst hat uns gesandt,

Frieden beut er diesem Volke,
Weil er Christum hat erkannt.

Christi Boten sind erschienen,
Friede stiftend in dem Reich,
Sind dann segnend weggezogen,
Sprachen: Friede sei mit Euch!“

Varadach vernimmt mit Freuden
Diese Kunde, hat sofort
Die Apostel herbeschieden,
Dankend für das Friedenswort.

Und — die indischen Gesandten
Haben freudig sie erkannt.
„Seht, das sind die Friedensboten,
Die den Krieg von uns gewandt!“ —

Aber Varadach im Zorne
Rufet: „Fluch der Priesterschaar,
Die mit Trug das Volk bethöret,
Predigt Blut und Kriegsgefahr.

Bringt sie schnell herbei, gebunden,
Daß nicht Einer mir entrinnt,
Laßt sie brennen auf dem Holzstoß,
Streut die Asche in den Wind!“ —

Aber die Apoſtel flehen:
„Herr, laß ab von dem Gebet,
Chriſtus, der uns hergeſendet,
Bringt nur Leben, und nicht Tod.“ — —

Paradach gewährt die Bitte,
Sendet Chriſti Boten aus,
Daß ſich alles Volk bekehre;
Glaubt mit ſeinem ganzen Haus.

Petrus in Rom.

„Liebſt du mich?“ — dieß Wort des Herrn
Steht in Kephas Bruſt geſchrieben.
Er iſt treu in ſeinem Lieben,
Folgt dem treuen Meiſter gern.

Seit er ſprach: „Ich kenn' ihn nicht,“
Chriſti Jüngerſchaft verneinte,
Bitterlich die Schuld beweinte,
Iſt der Herr ſein Stab und Licht.

Und er trägt voll Lieb' und Dank,
Zum Gedächtniß ſeiner Schmerzen,
Noch das Schweißtuch auf dem Herzen,
Das der Reue Thränen trank.

Und ſobald der Hahn gekräh't,
Denkt er ſeiner Schuld aufs Neue
Und gelobt dem Meiſter Treue,
Stehet auf zum Frühgebet;

Predigt dann, voll Geiſt und Kraft,
Chriſti Wort und Chriſti Werke,
Uebt in felſenfeſter Stärke
Chriſti heil'ge Ritterſchaft.

Feind des Heuchlers Schlangentrug,
Schnell, die Argliſt zu vernichten
Und durch Gottes Arm zu richten,
Der den Ananias ſchlug.

Wirft er Simons Zauberlug
Nieder mit dem Gotteswerte,
Fleht zu Chriſto, ſeinem Horte,
Und es weicht der Hölle Trug.

Siegreich in des Glaubens Muth,
Steht er kühn vor Nero's Throne,
Predigt frei von Gottes Sohne,
Trotzend des Tyrannen Wuth. —

Und des Käiſers Zorn gebot:
„Haltet ihn in Haft und Banden,
Schlaget ihn mit Schmach und Schanden,
Und das Ende ſei der Tod!“

Doch bald kommt der Chriſten Schaar,
Chriſti Boten zu erretten,
Und zu brechen ſeine Ketten,
Ihn zu ſchirmen vor Gefahr.

Und gelöſt aus Haft und Bann,
Wird er von des Volkes Wogen,
Die ihn drängen, fortgezogen:
„Rette dich, du Gottesmann!“

Und er weichet ihrem Fleh'n,
Iſt ſchon weit von Rom entronnen,
Plötzlich — eh' er ſich beſonnen —
Sieht er Chriſtum vor ſich ſteh'n.

Zitternd fragt er: „Herr, wohin?“ —
Und er ſpricht: „Nach Rom. — Dort ſtehet
Wiederum mein Kreuz erhöhet;
Aber meine Jünger flieh'n.“

„„Herr, ſo laß mich mit Dir geh'n,
Mit Dir an das Kreuz geſchlagen,
Mit Dir Deine Schmach zu tragen.““ —
Alſo ruft des Jüngers Fleh'n.

Und als nun der Thränen Lauf
Fließt, ein Zeugniß neuer Reue,
Neuer Liebe, neuer Treue —
Steigt der Herr zum Himmel auf.

Doch nach Rom geht Petri Lauf;
Dort iſt ihm das Kreuz beſchieden,
Und in ſeines Himmels Frieden
Nimmt der Herr den Sieger auf.

B.

Mittelalterliche Legenden

und

Geſchichten.

Tauſend Blüthen und Geſtalten
Sich zum Preis des Herrn entfalten.

Das Kreuz Chriſti.

Ligna crucis sunt palma, cedrus, cypressus, oliva.
(Chriſti Kreuz iſt von Ceder-, Cypreß-, Oliven- und Palmholz.)
Alter Mönchsvers.

Des heil'gen Landes Bäume neigen
Ihr Haupt und flüſtern aus den Zweigen:
„„Fäll' uns das Beil, wir fallen gern,
Zu baun das heil'ge Kreuz des Herrn.
Kein Kreuz, ſoweit die Himmel reichen,
Soll dieſem Kreuze jemals gleichen.““

„Ich gehe vor im heil'gen Bunde
Und ſinke zu des Kreuzes Grunde,
Umſchließend in der Erde Raum
Den heil'gen Buß- und Trauerbaum,
Daß man der Trauer nie vergeſſe.“
So ſprach die trauernde Cypreſſe.

„Mich,“ rief, vom Libanon geboren,
Die Ceder, „hat der Herr erkoren,
Daß ich als Glaubenszeichen ſteh',
Erhoben in des Himmels Höh',

Gleich einer Kerze, steig' und flamme,
Erbaut zum heil'gen Kreuzesstamme."

„Ich streck' als Arm mich in die Breite,
Daß ich das Kreuz dem Herrn bereite,
Der sterbend Tod und Hölle bricht
Und ew'ges Leben bringt ans Licht.
Der Welt den großen Sieg zu künden,
Muß ich der Ceder mich verbinden."

So sprach die Palm' und flüsternd neiget
Der heil'ge Oelbaum sich und — schweiget.
Aus seinem Stamme, licht und klar,
Stellt sich des Kreuzes Inschrift dar
Und beut des Oelbaums süßen Frieden
Den Mühbeladenen und Müden. —

So ward das heil'ge Kreuz erhoben,
Das alle Bäume Gottes loben:
Cypreß' im Buß- und Klaggesang,
Die Ceder im Glaubensjubelklang;
Der Oelbaum und die Palme preisen
Das Heil der Welt in tausend Weisen.

St. Forſens.

Der Biſchof Forſens lag und ſchlief
In Todesſchlummer, ſchwer und tief,
Da ſind zween Engel des Herrn gekommen
Und haben die Seel' hinweggenommen.
Ein dritter Engel geht voran,
Zeigt mit dem Flammenſchwert die Bahn,
Und läßt gehoben in der Linken
Den feſten Schild von Demant blinken. —

Da tritt ihm auf den Himmelswegen
Der Fürſt der Finſterniß entgegen,
Gefolgt von ſeinen Kriegsgenoſſen,
Bewehrt mit flammenden Geſchoſſen.
Die guten Geiſter aber loben
Den Herrn und trotzen ihrem Toben.

Der Engel hält dem Flammenregen
Den feſten Demantſchirm entgegen,
Und aller Feuerpfeile Sprühen
Muß an dem guten Schild verglühen.

Da rufen tobend die böſen Geiſter:
„Wir müſſen ſein der Seele Meiſter;

Er hat manch' unnütz Wort gesprochen,
Das darf nicht bleiben ungerochen."

Der Engel sprach: „Durch so geringe Fehle
Soll nicht verloren gehn die Seele.
Drum hat ihn Gottes Ruf in Gnaden
Zur auserwählten Schaar geladen."

Da sprach der Fürst der Finsternis:
„Ist Gott gerecht, so ist mein Sieg gewiß.
Er hat geschwiegen zu des Läst'rers Sünden,
Gesäumt, das Wort der Buße zu verkünden.
„„Verkünd' es dem, der übel thut,
Sonst will ich fordern von dir sein Blut.""
„So steht's geschrieben," sprach der Fürst der Bösen,
„Wie magst du seine Seele lösen?"

Der heil'ge Engel aber sprach:
„Wenn Gottes Wort erleidet Schmach,
Die Perle wird in Staub getreten,
Da ist das Schweigen auch vonnöthen.
Und Gottes Wort muß dir's bezeugen,
Daß seine Zeit hat Reden und Schweigen."

„Und wiederum steht auch geschrieben:
„„Du sollst den Nächsten, wie dich selber, lieben,""
So fuhr der Widersacher fort,
„Hat er gehalten dieses Wort?" —

„Das kannſt du an den Früchten merken,
Gott wird ihm geben nach ſeinen Werken.“
So ſprach des guten Engels Stimme.
Der Dämon aber rief in Grimme:
„Und wiederum ſteht auch geſchrieben:
„„Ihr ſollt die ſchnöde Welt nicht lieben,
Noch alles, was ſie in ſich hält,““
Und doch hat er geliebt die Welt.“

Der Engel ſprach: „Dir ziemt mit nichten,
Was Gott, dem Herrn, gefällt, zu richten.
Er hatte lieb die Welt und ihre Güter,
Weil er ſie brauchte für die dürft'gen Brüder.“

Da hat der Böſe ſich erhoben
Mit ſeiner Schaar und rief in Toben:
„Nicht unverletzt ſoll er beſtehn,
Nicht unverſehrt von dannen gehn.
Ihn hat ein Wucherer bethört,
Der ſtarb in Sünden unbekehrt,
Weil ſich der Biſchof ließ verblenden
Durch ein Geſchenk aus ſeinen Händen,
Und nahm der Buße Schein und Wahn
Als laut'res Gold der Wahrheit an.“

Der Dämon rief's. In Blitzeslauf
Stieg die Geſtalt des Wuch'rers auf,

Ergriffen von Dämonenhänden,
Die ihn als Flammenpfeil verſenden.
Den Biſchof trifft ein Feuerſtrahl,
Im Antlitz glüh't ein Feuermal,
Und bleibt zurück als Straf' und Zeichen,
Daß er dem Pfeil nicht konnt' entweichen.
Doch weiter durft' ihn nicht verwunden
Der Hölle Heer, und iſt verſchwunden.

„Sieh',“ ſprach der Engel, „alſo mußt' es kommen,
Weil du Geſchenk vom Wuch'rer angenommen.
Was du entzündet, muß dich brennend nagen,
Was du verſchuldet, muß dich laut verklagen.
Das Feuer, das du angefacht,
Hat dir den Flammenpfeil gebracht.
Steig auf und ſieh tief unter dir
Die Feuer brennen dort und hier! —
Vier Feuer ſind's, die auf der Erden
Dereinſt die Welt verzehren werden.

Dieß iſt das große Feuer der Lügen.
Denn alle, die Chriſtum wollen betrügen,
Und ſprechen, er müſſe ſie flugs erlöſen,
Und nicht entſagen dem Werk des Böſen,
Und haben den Bund der Taufe gebrochen
Und nicht gehalten, was ſie verſprochen,

Und laſſen ſich alle Chriſten nennen,
Die müſſen in dieſem Feuer brennen.

Und ſiehſt du das zweite Feuer hier? —
Das iſt das Feuer der wilden Begier.
Die ſich mit todten Schätzen tragen
Und nach den Gütern der Erde jagen,
Am ſchnöden Joch der Lüſte ziehen,
Im Taumelwein der Sinne glühen
Und nicht die ewige Liebe kennen,
Die müſſen in dieſem Feuer brennen.

Das dritte Feuer hat angeſchürt
Die Zwietracht, die den Krieg gebiert,
Mit Blut den Schooß der Erde röthet,
Und Städt' und Länder hat verödet:
Und alle, die Chriſti Glieder haſſen,
Der Wittwen und Waiſen Gut verpraſſen,
Die nicht des Neides Gelüſt entſagen,
Der Zwietracht Fackel im Herzen tragen,
Und Zorn und Rache nicht dämpfen können,
Die müſſen in dieſem Feuer brennen.

Und ſiehſt du endlich das vierte Feuer? —
Der Menſchenhoffahrt Ungeheuer,
Von Gottes Antlitz abgewandt,
Nährt und entzündet dieſen Brand.

Und alle, die ſich kühn vermeſſen,
Sie dürften Gott, den Herrn, vergeſſen,
Und wider ihn ſich keck empören
Und ſeine heil'ge Ordnung ſtören,
Sich ſelber Herrn und Meiſter nennen,
Die müſſen in dieſem Feuer brennen!“ —

Der Engel ſprach's und alle Flammen,
Sie wogten in Einen Strom zuſammen
Und zogen heran, vom Sturm getragen.
Der Biſchof ſieht's und flieht mit Zagen.

„Sei nur getroſt,“ der Engel ſpricht,
„Es brennt und glüht und zündet nicht,
Geſchirmt iſt vor des Feuers Macht,
Wer es nicht ſelbſt hat angefacht;
Es muß ihn läutern und verklären
Und alles Menſchenwerk bewähren.
Schau' an und geh', um zu verkünden
Die Feuer, ſo die Welt entzünden.“

Der Engel ſprach's und trug die Seele wieder
In ihren Erdenleib hernieder. —

Da iſt aus Todesſchlummers Nacht
Der Biſchof Forſens bald erwacht,

Und hat erzählt zu Nutz' und Frommen,
Was er gesehen und vernommen,
Und hat in guter Werke Fleiß
Sein Licht erhöht zu Gottes Preis,
Bis er, geläutert und bewährt,
In ew'gem Glanze ward verklärt.

St. Christophorus.

Christophorus war riesenstark,
Dem Goliath vergleichbar,
An Hochgestalt und Kraft und Mark
Von keinem Mann erreichbar.

Zwölf Ellen hoch Sankt Christoph steht
Weit über allem Volke,
Und wenn sein Fuß auf Erden geht,
Sein Haupt ragt in die Wolke.

Doch war er kein „gefährlich Mann,“
Wie Goliath der Riese,
Mit schwerem Harnisch angethan,
Bewehrt mit langem Spieße.

Er trotzte nicht auf eig'ne Kraft,
Brach niemals Treu und Frieden,
Und übt den Dienst der Ritterschaft,
Den ihm sein Herr beschieden.

Wer ist sein Herr? — Gar manchem Herrn
Hat er sich treu bewiesen,

Da thät er ſich zu ſeinem Herrn
Den höchſten Herrn erkieſen.

Er iſt an eines Klausners Thür
Am Morgen früh erſchienen;
Spricht, als der Klausner tritt herfür:
„Wie ſoll ich Chriſto dienen? —

Ich will fortan zu jeder Friſt
Ein Dienſtmann Chriſti heißen,
Ihn, der der Kön'ge König iſt,
Mit meinem Dienſte preiſen.

Ich weiß, ein gar geringer Knecht,
Nichts von gelehrten Dingen,
Drum ſprich, wie ſoll ich ſchlicht und recht
Dem Herrn mein Opfer bringen?“ —

Der Klausner ſprach: „Dich ruft alsbald
Der Herr zu ſeinem Werke,
Drum gab er dir die Hochgeſtalt,
Die Rieſenkraft und Stärke.

Gewahrſt du dort, wie brauſend wild
Des Stromes Woge dränget,
Die ſchäumend aus den Ufern ſchwillt
Und Dämm' und Brücken ſprenget?

Schon Mancher iſt in tiefer Fluth
Verſunken und verſchwunden,
Hat, kämpfend mit der Wogen Wuth,
Ein frühes Grab gefunden.

Dorthin enteil' in ſchnellem Lauf,
Wo Sturm und Wellen rauſchen,
Dort ſchlage deine Hütte auf,
Dem Ruf des Herrn zu lauſchen.

Du ſollſt als Fährmann Chriſti gehn,
Stets rüſtig, ſonder Zagen,
Die Pilger, die um Hülfe flehn,
Durch Strom und Fluth zu tragen.“ —

Da gürtet Chriſtoph ſein Gewand,
Steht hoch im Wogenſchaume,
Führt einen Stab in ſeiner Hand,
Gleich einem Dattelbaume.

Er trägt hinüber Jung und Alt
Auf ſeinem ſtarken Rücken,
Und dient als Fährmann alſobald,
Läßt ſich ein Pilger blicken.

So geht Sankt Chriſtoph Tag und Nacht
Ob Sturm und Wellen rauſchen,

Und hält als Fährmann treue Wacht,
Dem Ruf des Herrn zu lauschen.

Er schlummert mit halb off'nem Ohr
Bei Sturm- und Fluthgebrause,
Und „Christoph!“ ruft's, er tritt hervor
Aus seiner nied'rn Klause.

Doch Niemand wird von ihm erspäht,
Wohl geht er auf und nieder;
Doch als er in der Hütte steht,
Ertönt die Stimme wieder.

Nun ruft er, daß es wiederhallt,
Lauscht dann mit stummem Schweigen,
Hört, wie die Woge braust und wallt —
Doch Niemand will sich zeigen.

Er geht zurück. Zum dritten Mal
Ertönt der Stimme Mahnung;
Und durch die Seele zuckt ein Strahl
Von wunderbarer Ahnung.

Er kommt und sieht ein Knäblein stehn,
Gar lieblich anzublicken;
Und trägt das Knäblein, hold und schön,
Stromüber auf dem Rücken.

Da — ſchwillt der Strom, die Welle ſteigt,
Und rollend ſtürzen die Wogen,
Und tiefer, immer tiefer neigt
Die Laſt des Nackens Bogen.

Und Kraft und Muth ihm ſchier entfällt
In ſteigendem Verzagen;
Ihm iſt, als ſollt' er die Laſt der Welt
Auf ſeinen Schultern tragen.

Er ruft in Drang und Wogenfluth:
„Mein König, hilf mir tragen!“
Da wächſt die Kraft, da ſteigt der Muth,
Da ſchwindet ſein Verzagen.

Da wird die ſchwere Bürde leicht,
Die ſeinen Nacken beuget,
Da ſinkt der Strom, die Welle weicht,
Und Sturm und Woge ſchweiget.

Geſtützt auf ſeinen Stab mit Macht,
Iſt's endlich ihm gelungen,
Er hat die Ueberfahrt vollbracht,
Des Fluſſes Strand errungen. —

Der Knabe ſchaut' ihn freundlich an
Und ſprach mit holden Blicken:

„Wen trugſt du wohl, du lieber Mann,
Herüber auf deinem Rücken?“ —

Sankt Chriſtoph ſprach: „Mir war es faſt,
Als ſollt' es mich erdrücken,
Als ſänke ſchwer die Bürd' und Laſt
Der Welt auf meinen Rücken.“ —

Da ſprach der Knabe mild und lind:
„So hör' es ſonder Zagen,
Du haſt durch Strom und Well' und Wind
Den Herrn der Welt getragen.

Du hatteſt treulich ihm gelobt
Bei Tag und Nacht zu dienen,
Drum hat er heute dich erprobt,
Und iſt vor dir erſchienen.

Nun ſchreite fürder durch die Fluth
Getroſt mit feſtem Schritte,
Nimm deinen Stab mit frohem Muth,
Pflanz' ihn vor deine Hütte.

Und morgen bei der Sonne Schein
In linder Lüfte Wehen
Wird dir der Stab ein Zeichen ſein,
Daß du den Herrn geſehen.

Ich bin dein König, Jesus Christ.“
Er sprach's, und war verschwunden.
Sankt Christoph neigt sein Haupt und küßt
Die Spur, die er gefunden.

Er schreitet wieder durch die Fluth
Getrost mit festem Schritte,
Nimmt seinen Stab mit frohem Muth
Und pflanzt ihn vor die Hütte.

Sieht bald im Morgensonnenglanz
Den Stab als Palme grünen,
Und in des Baumes schönem Kranz
Ist Blüth' und Frucht erschienen.

Der Lobgeſang.

Wie lieblich im grünen Wald
Der Vöglein Stimme ſchallt! —
„Willkommen ihr trauten Brüder,
Im Wettgeſang der Lieder!
Mir tönt's wie holdes Flüſtern
Von lieben kleinen Geſchwiſtern.
Wohlauf in höhern Chören,
Um Gott, den Herrn, zu ehren! —
Wer lehrt' euch das Neſtlein bereiten,
Die Flügel ſchwingen und breiten?
Wer ſchenkt' euch das fröhliche Leben
In freier Lüfte Weben?
Wer gab euch das weiche Gefieder,
Den Klang der ſüßen Lieder? —
Drum ſingt in höhern Chören,
Um Gott, den Schöpfer, zu ehren!“ —

Das hörten die Vöglein und rauſchend
Schlürften ſie all' hervor
Aus Moos und Laub und Rohr,
Und neigten die Köpfchen lauſchend.

Da wurden ſie ſtaunend gewahr
Den heil'gen Franziskus mit ſeiner Schaar.
Der lockte ſo traulich hervor
Der ſchüchternen Vöglein Chor,
Und ſprach: „Ihr kleinen Gäſte,
Nun ſammelt euch zum Feſte,
Und hört und lernt mit Fleiß
Das Lied zu Gottes Preis.“

Da ſtanden die Pilger im Kreiſe
Und ſangen dieſe Weiſe:

Groß iſt der Herr!
Ihm ſingen Ehre
Der Himmel Heere,
Der Engel Chöre.
Groß iſt der Herr!

Groß iſt der Herr!
Die Glocken ſchallen,
Die Herzen wallen,
Die Dome hallen:
„Groß iſt der Herr!“

Groß iſt der Herr!
So rauſcht's in Lüften
So haucht's in Düften,
Und ruft aus Grüften:
„Groß iſt der Herr!“

Groß iſt der Herr!
Ihr Wälder, klinget,
Ihr Vöglein, ſchwinget
Euch auf und ſinget:
„Groß iſt der Herr!“ —

Da riefen die Vögelein: „Amen! —
Lob ſeinem heiligen Namen!“ —
Die Winde ſauſten,
Die Waſſer brauſten,
Die Wälder klangen,
Die Vöglein ſangen:
„Groß iſt der Herr!“

Die heilige Margareth.

Das iſt die heil'ge Margareth,
Die droben auf dem Berge ſteht,
Daß ſie der Lämmlein hüte.
Kaum zählt das Mägdlein ſechzehn Jahr,
Ihr Aug' iſt blau und himmelklar,
Sie ſtrahlet lieblich wunderbar
In holder Schönheit Blüthe.

Olybrius, in Rom ernannt
Zum Herrn und Haupt vom ganzen Land,
Iſt ſchier in heißer Luſt entbrannt,
Hat ſeine Boten ausgeſandt,
Sie müſſen ſonder Weilen
Zum ſchönen Mägdlein eilen.
Und er gebeut: „Führt ſie herbei
Ich will, daß ſie mein eigen ſei.'

Die Boten ſind gegangen
Und bringen das Mägdlein gefangen.

Und als das Mägdlein vor ihm ſteht,
Und als er fragend forſcht und ſpäht,

Sie ſpricht: „Ich heiße Margareth,
Aus ed'lem Blute ſtammend,
Des Vaters Haß entflammend,
Weil ich, als Jeſu Chriſti Magd,
Dem Dienſt der Götter abgeſagt.
Mich nährt' als Kind die Amme
Mit ihres Glaubens Flamme.
Dort oben auf des Berges Höh'n,
Wo ihre Schaafe weiden gehn,
Siehſt du die kleine Hütte ſtehn,
Wo ſie mich aufgehoben,
Um Gott, den Herrn, zu loben.“

Da ſprach Olybrius ſogleich:
„Wohl biſt du ſchön und perlengleich
Und Margareth geheißen,
Dein Name muß dich preiſen.
Wohl ſpricht dein edler freier Muth
Von edlem angeerbtem Blut,
Die Schönheit ſonder Tadel
Bezeugt des Stammes Adel.
Doch das befleckt des Adels Glanz,
Zerſtöret deiner Schönheit Kranz,
Daß du zur Schmach dein Leben
Dem Galiläer hingegeben,
Der ſchmachvoll an dem Kreuze ſtarb
Und Schimpf und Schande dir erwarb.“

Sie sprach: „Zu Gottes Thron erhöht
Der an das Kreuz Geschlag'ne steht,
Mit unverwelklichen Kronen
Die Seinen zu belohnen. —
Weh' dem, der ihn verschmäht
Mit lästerndem Spotte,
Er lästert Gotte,
Der ihn erhöht! —
Er wird einst kommen
Mit seinen Boten,
Zu wecken die Todten,
Zu segnen die Frommen,
Die Bösen zu richten,
Den Waizen zu sichten,
Die Böcke zu scheiden,
Die Lämmer zu weiden,
Zu letzen, zu laben
Mit lieblichen Gaben
Am strömenden Bronnen
Der himmlischen Wonnen,
In vollen Zügen,
Zu sel'gem Genügen,
Zu ewiger Lust. —
Darum entweich' dem Heer der Spötter,
Entfleuch dem Dienst der eiteln Götter
Und glaub' an Christum, deinen Retter,
Und mach' ihm Wohnung in deiner Brust!“

„„Hört, wie ſie raſet!““ — ſprach Olybrius.
„„Führt ſie hinweg, ſo lautet mein Beſchluß:
Sie ſchmacht' in engen Kerkermauern,
Dort ihren Wahnſinn zu betrauern! —
Doch dieß, o Mägdlein, rath' ich dir,
Gekrönt mit aller Schönheit Zier,
Entſage deinem Gott und ſchwöre,
Zu achten meiner Götter Ehre,
Dann biſt du heut' noch mein Gemahl,
Thronſt in Pallaſt und Marmorſaal,
Und darfſt mit Purpur, Gold und Seiden
In Glanz und Herrlichkeit dich kleiden.
Wo nicht — ſo wiſſe, daß dir dreht
Gefängniß, Marter, Schmach und Tod.
Darum bedenk' es. Deine Wahl
Iſt Freud' und Leben, oder Tod und Qual!““

Er ſprach's. Sie hat kein Wort verloren,
Und weiß, was ſie ſich auserkoren.
Schon wartet Schmach und Folterpein,
Ein enger Kerker ſchließt ſie ein. — —

Hiervon gewinnt zur ſelben Stunde
Der böſe Feind willkomm'ne Kunde,
Und ſpricht: „Ich muß mich wohl bemüh'n,
Daß ich das Eiſen ſchmied' im Glüh'n;

Doch möge ſie erſt Zeit gewinnen,
In Einſamkeit ſich zu beſinnen,
Vielleicht auch nach der Folter Pein
Wird ſie geſchmeidig, fügſam ſein.“ —
So ſprach er, und zur rechten Zeit,
Wie ihn bedünkt, iſt er bereit,
Sie in dem Kerker zu berücken.
Und als Olybrius erſcheint
Voll arger Liſt der böſe Feind,
Verjüngt und wunderbar verſchönt,
Mit aller Reize Glanz gekrönt,
Um ſie mit Honigwort und Blicken
In ſeinem Netze zu umſtricken. —

Doch als er ſchon im Kerker ſtand,
Fühlt er ſich plötzlich feſtgebannt.
Verklärt in heil'ger Liebe Glühen,
Liegt Margareth auf ihren Knieen,
Und Engel gehn und kommen wieder,
Sie ſchweben auf, ſie ſchweben nieder,
Und tragen ſcheidend im vereinten Chor
Ihr ſeliges Gebet empor.

Und Margareth erhebt ſich wieder
Und der Verſucher tritt hervor,
Gelöſt von Bann und Nebelflor;

Wagt ſchüchtern ſeine erſten Schritte,
Und neigt ſich tief mit feiner Sitte:
„Mein Fräulein, höret meine Bitte.
Es reut mich ſchier, Euch ſo zu plagen,
Und ich kann's länger nicht ertragen,
Mir Euren Anblick zu verſagen.
Drum bitt' ich Euch
Mit dieſer Hand mein ganzes Reich,
Wollt ihr mich als Gemahl beglücken,
So wird ſich alles And're ſchicken."

Und Margarethe ſtaunt und neigt
Ihr Ohr, und ſinnt und forſcht und ſchweigt. —
Da wird er kühn,
Die Wangen glüh'n,
Die Blicke ſprüh'n,
Er wagt, zu nahen,
Sie zu umfahen.
Er ſpricht: „Ich ſchwöre,
Daß ich dir angehöre.
Vergönn', o Schöne,
Daß ich dich kröne,
Vergönn', o Süße,
Daß ich dich küſſe." —

Da ward es, wie von Blitzes Strahl
In Margarethens Seele klar,
Sie wird den böſen Feind gewahr.

Mit Riesenkraft
Hat sie sich plötzlich aufgerafft,
Mit ihm gerungen,
Und ihn bezwungen.
Sie tritt ihn nieder mit ihren Füßen
Und spricht: „Entfleuch, den Frevel zu büßen!“

Da zog er hin, voll Schmach und Scham,
Und ging neun Monde krank und lahm,
Versteckt in Finsternissen,
Der Sieg war ihm entrissen;
Denn sie empfing den Marthyrkranz
Und strahlt in ew'gem Himmelsglanz.

Die Legende von Barlaam und Joſaphat.

1.

Wie der König Avennir die indiſchen Chriſten verfolgt.

Avennir herrſcht' im Indierland
Und ſchwur, von Haß und Grimm entbrannt,
Die Chriſten zu verderben. —
Sie fliehen oder ſterben.

Selbſt Einer aus der Diener Schaar,
Der treuſte Freund Avennir's gar,
Mich von des Königs Schwelle
Und faß in ſtiller Zelle.

Hoch auf der Zorn des Königs wallt,
Er ſendet ſeine Schergen bald,
Die müſſen ihn erſpüren,
Und zum Pallaſte führen.

„Warum, o Thor,“ der König ſprach,
„Verkehrteſt du die Ehr' in Schmach,

Vertauſchteſt Gold und Seide
Mit einem Bettlerkleide?“

„„Willſt du vernehmen trift'gen Grund,
Mein König, ſprach des Klausners Mund,
So treibe ſchnell von dannen
Die Feinde, die dich bannen!““

„Wer ſind die Feinde?“ — „„Haß und Zorn,
Sie ſtachen dich mit ſcharfem Dorn.
Drum ſchau'ſt du nicht in Klarheit
Die ſonnenhelle Wahrheit.

Mit weiſem Gleichmuth forſch' ihr nach
Und acht' auf ſie!““ — Der König ſprach:
„Wohlan, ich will dir ſchwören,
Dich in Geduld zu hören.“

Der Klausner ſprach: „Für wahres Sein
Ergreift der Thor den nicht'gen Schein.
Doch wer's erfährt und findet,
Das wahre Sein ergründet.

Entflieh der Welt und ihrem Schein,
Kehr' in mein ſtilles Kämmerlein,
Und bade dich im Brunnen
Der ew'gen Lieb' und Wonnen.

Es werde dir aus Chriſti Mund
Das Gnadenwunder Gottes kund,
Der hier als Menſch gewohnet,
Und dort im Lichte thronet.

Nimm auf in Freuden ſeinen Geiſt,
Der dich mit Himmelmanna ſpeiſt,
So giebſt du gern verloren
Den eitlen Schein der Thoren.“ —

Der Klausner ſprach's. Doch finſter rollt
Der König ſeine Stirn und grollt:
„Geduld hab' ich geſchworen,
Sonſt wärſt du ſchier verloren.

Entweich' aus meinem Aug' und Sinn!“
Da ging der Klausner traurig hin.
Die Vöglein pickend nahmen
Hinweg den edeln Saamen.

2.

Was die Sterndeuter vom neugebor'nen Kindlein Josaphat weissagen, und was der König beschließt.

Die Königin dem König hat
Ein Knäblein schön geboren,
Ihm wird der Name Josaphat
Vom König auserkoren.

Ein Söhnlein war schon manches Jahr
Sein sehnlichstes Begehren,
Drum bringt er prächt'ge Opfer dar
Zu seiner Götzen Ehren.

Der sternekund'gen Priester Schaar
Muß eiligst sich bereiten,
Damit sie aus den Sternen klar
Des Sohnes Zukunft deuten.

Und alle rufen allzugleich:
„Heil, König, deinem Sohne!
Er trägt an Sieg und Ehren reich
Einst deine gold'ne Krone!“

Nur Einer aus der Priester Chor
Tritt sonder Furcht und Zagen,

Gelehrt von Gottes Geiſt, hervor:
„Laß mich die Wahrheit ſagen.

Wohl ſitzt an Sieg und Ehren reich
Dein Sohn auf deinem Throne,
Doch iſt ihm zu gering dein Reich,
Zu ſchlecht die gold'ne Krone.

Er ſucht ein and'res Königreich,
Dient einem andern Throne,
Wird dem geringſten Knechte gleich
Und trägt die höchſte Krone.“

„„Wie?““ ſprach der König, „„ihm zu ſchlecht
Wär' meine gold'ne Krone?
Er diente lieber als ein Knecht? —
Das ziemt nicht meinem Sohne.

Wohlan, ich will ihm auferbaun
Ein Schloß, wie ſoll es prangen!
Wie wird er ſeine Freude ſchaun,
Nichts Höheres verlangen! —

Wie wird an dem Palaſte ſchön
Sein trunk'ner Blick ſich weiden!
Und weit ihm aus den Augen gehn
Soll Menſchenqual und Leiden!

Getrennt von jeder Erdennoth,
Soll er den Schmerz nicht kennen,
Man soll die Krankheit und den Tod
Ihm nicht mit Namen nennen.

Und aller Freuden Ueberfluß
Soll strömend ihn umrinnen,
Daß ihm vergehn und weichen muß
Das thörichte Beginnen.

Von seinem Schloß und Reiche nicht
Soll sich mein Sohn entfernen.
Laß uns doch seh'n, ob Wahrheit spricht
Der Himmel mit den Sternen.""

So rief der König und er that
Alsbald, wie er gesprochen,
Und will auf seinen eig'nen Rath
Mit keckem Muthe pochen.

3.

Wie Josaphat groß wird und was ihm begegnet.

Doch in Gottes Rath beschlossen,
That sich kund ein and'rer Plan,

Als die Kindheit war verfloſſen,
Als der Jüngling wuchs heran.

Er erwacht aus ſeinem Traume,
Möchte flieh'n aus Vaters Haus;
Ihm wird's eng im weiten Raume,
All' ſein Sinnen ſtrebt hinaus.

Speiſ' und Trank will ihm nicht munden,
Jede Freud' iſt ihm verſcheucht,
Jede Kraft iſt ihm gebunden —
Bis des Vaters Wille weicht.

Bis er ab die Feſſel ſtreifet,
Die den Sohn gefangen hält,
Bis der Muth des Jünglings ſchweifet
Frei in weiter, freier Welt.

Aber ſieh'! — Beim erſten Fluge
Auf der ungewohnten Bahn,
Langſam tritt im Trauerzuge
Schon die Menſchennoth heran.

Gleich am Wege muß er finden,
Was er nie zuvor geſehn,
Denn er ſieht die Tauben, Blinden
Und die Krüppel vor ſich ſtehn.

Und mit tief gekrümmtem Rücken,
Mit dem Haupthaar silberweiß,
Wankt mit Zittern und mit Nicken
Vor ihm hin ein welker Greis.

Sinnend steht er nun im Schauen,
Späht und fraget, wie ein Kind,
Steht mit wunderbarem Grauen
Wieder still und staunt und sinnt.

Bis der Diener Mund ihm nennet,
Was der König streng verbot,
Zaudernd ihm zuletzt bekennet,
Daß das Ende sei — der Tod.

4.

Barlaam kommt aus der Wüste und Josaphat wird ein Christ.

Und der Jüngling hört's und neiget
Still und traurig seinen Blick,
Sinnet ernster nach und schweiget,
Schließt sich in sich selbst zurück.

„Iſt kein ſchön'res Reich zu finden?
Iſt kein ſchön'res Land zu ſchaun,
Wo die Krankheit muß verſchwinden,
Wo nicht wohnt des Todes Graun? —

Könnt' ich's ſuchen, könnt' ich's finden!
Wollte ſchnell von hinnen fliehn,
Ach, wer mag es mir verkünden?
Will ſo freudig mit ihm ziehn!“

Als er, ſo in ſich verſenket,
Sucht ein ſchön'res Reich und Land,
Hat zu ihm, vom Herrn gelenket,
Barlaam den Schritt gewandt.

Und er ſprach: „Wer ſucht, der findet.
Darum ſei getroſt, mein Sohn,
Jenes Reich ſei dir verkündet,
Und ſein König, und ſein Thron.“

Alſo ſprach der weiſe Lehrer,
Der aus ferner Wüſte kam,
Einen frohen, ſel'gen Hörer
Hat gefunden Barlaam.

Und in Bild und Gleichniß hüllet
Er die Wahrheit ſinnig ein,

Die des Jünglings Seele füllet,
Labt, wie Blüthen-Duft und Schein.

Und nun wird ihm mit dem Worte,
Das er hört und glaubt, sogleich
Aufgethan die gold'ne Pforte
Zu dem sel'gen Himmelreich.

Nun hat er das Reich gefunden,
Wo die Blinden schauend gehn,
Wo die Sterbenden gesunden,
Ewiglich den Tod nicht sehn.

Denn der Herr hat ihn erkaufet,
Der des Reiches König ist.
Barlaam hat ihn getaufet. —
So ward Josaphat ein Christ.

5.

Wie der Vater umsonst sich bemüht, seinen Sohn wieder zu einem Heiden zu machen.

Und Abennir hat's vernommen,
Und wie wallt und wogt sein Blut,

Und wie iſt ſein Zorn entglommen,
Aufgeflammt in heller Gluth!
Als heran ſein Günſtling ſchreitet,
Und den König ſo bedeutet:

„Höre mich, mein Herr und König.
Einen Klausner kenn' ich ſchon,
Dir getreu und unterthänig,
Seiner Leitung folgt dein Sohn,
Der den Nachor nicht erkennet,
Wenn er Barlaam ſich nennet.

Zum Verkennen, zum Vertauſchen
Gleicht er ihm an Haupt und Haar;
Seinem Worte muß er lauſchen,
Wird dein Sohn ihn nur gewahr;
Und dein Helfer ſoll er werden,
Sich, wie Barlaam, geberden.

Soll zuerſt der Chriſten Lehren
Preiſen mit verſtelltem Muth,
Dann allmählig ſich bekehren,
Kühlen deines Sohnes Gluth,
Endlich ſeinen Wahn bekennen
Und ſich einen Thoren nennen.

Dann wird ſich dein Sohn beſinnen,
Wird des Vaters Götter ſcheu'n,

Und sein thörichtes Beginnen,
Seinen eiteln Wahn bereun.“
Und der König sprach: „Ich lobe
Deinen Rath, den ich erprobe.“

Doch zuvor geht er zum Sohne
Und er spricht: „Bedenk', o Sohn,
Warum raubst du dir die Krone,
Fliehest deiner Väter Thron? —
Denn die Götter werden rächen
Ihre Schmach und dein Verbrechen.“

„„Mir winkt eine andre Krone,““
Sprach zum Vater nun der Sohn,
„„„Und an einem höher'n Throne
Find' ich einen höher'n Lohn.
Darfst du tadeln mein Verlangen,
Schön'res Erbe zu empfangen? —

Darfst du mich beklagen wollen,
Weil ich wählt' ein beſſres Theil?
Darf dem Sohn der Vater grollen,
Weil er fand sein Glück und Heil?
Denn ich ging aus Nacht in Klarheit,
Floh den Wahn und fand die Wahrheit.

Hast du je des Himmels Bogen
Festgehalten und umſpannt,

Ausgeschöpft des Meeres Wogen,
Daß sie rinnen in den Sand? —
Also lockst du mich vergebens
Ab vom Heiland meines Lebens.““

Doch mit sanftem Blick und Tone,
„Ehre deines Vaters Haupt!“
Sprach Avennir nun zum Sohne,
„Alles hast du mir geraubt,
Meines Alters Licht und Sonne,
Meiner Zukunft Glück und Wonne!

Soll mein Reich ein Fremdling erben?
Willst du meine Götter fliehn?
Soll mein Name mit mir sterben
Und mein Königsstamm verblühn?
Mach', o Sohn, mich nicht zum Spotte,
Und entsage deinem Gotte!“

„„Meinem Gott sollt' ich entsagen?
Sein Bekenntniß sollt' ich fliehn?
Wer will Christi Namen tragen,
Will als Jünger mit ihm ziehn,
Muß den Vater selbst verlassen,
Und sein eig'nes Leben hassen.““

So sprach Josaphat. Vergebens
Hat Avennir sich bemüht,

Ihm das Wort und Licht des Lebens
Zu entzieh'n, das in ihm glüht. —
Um des Sohnes Herz zu wenden,
Will er nun den Nachor senden.

7.

Nachor, der Lobredner Christi wider Willen.

Und der König bringt gebunden
Selbst den Nachor seinem Sohn:
„Barlaam ist aufgefunden,
Der zur Wüste war entfloh'n.
Er soll uns sein Wort verkünden,
Daß die Wahrheit wir ergründen.

Meine Priester sind gekommen,
Gegen ihn in Kampf zu geh'n
Und zu meines Reiches Frommen
Für der Götter Recht zu steh'n;
Er mag für den Gott der Christen
Sich vertheidigen und rüsten.

Und wenn er den Sieg errungen,
Dienen wir dem Christengott,

Und erkennen uns bezwungen
Und die Götter ſind uns Spott.
Doch wenn meine Prieſter ſiegen,
Mögen ſich die Chriſten fügen.“ —

Aber feſten Blickes ſchauet
Joſaphat den Nachor an:
„Wohl, dir ſei der Kampf vertrauet,
Zeige dich als Gottesmann,
Daß ich Meiſter darf dich nennen
Und als Barlaam erkennen!“

Da hat Nachor ſich erhoben,
Steht gerüſtet und bereit,
Will den großen Namen loben,
Den er führen ſoll im Streit,
Daß ihm Joſaphat vertraue,
Und in ihm den Meiſter ſchaue.

„Alſo du haſt ihn bethöret?“
Redet ihn ein Prieſter an,
„Haſt des Prinzen Herz verkehret
Zu der Galiläer Wahn?
Was kannſt du vermeſſen wagen
Zu der Götter Schimpf zu ſagen?“

Und zum Schein muß nun beginnen
Nachor mit dem Prieſter Streit,

Muß auf Schimpf der Götter ſinnen,
Der ſich bald von ſelber beut,
Und ſein anbefohl'nes Streiten
Muß ihn immer weiter leiten.

Und er kann kein Ende finden,
Läßt, erhitzt von Kampfesmuth,
Sich nicht willig überwinden,
Und der Prieſter ſchürt die Gluth.
Für ihn kämpft ſein ganzer Orden;
Aus dem Spiel iſt Ernſt geworden.

Und der Götter Ruhm wird Schande,
Und der Prieſter Nam' ein Spott,
Nachor ſchlägt ihr Heer in Bande,
Preiſet laut der Chriſten Gott.
Vor ihm ſteht in reinſter Klarheit
Nun die volle, helle Wahrheit.

Und von Gottes Macht bezwungen,
Und umſtrahlt von Chriſti Licht,
Und von Chriſti Geiſt durchdrungen,
Steht er feſt und weichet nicht;
Muß den eig'nen Willen beugen
Und von Gottes Ruhme zeugen.

Und die Prieſter ſtehn erbittert,
Und es jauchzt der Chriſten Chor,

Und der König glüht und zittert,
Und ſein Herold tritt hervor:
Daß ſich alles Volk zerſtreue,
Bis der Wettkampf ſich erneue. —

Doch der Herold rief nicht wieder.
Nachor in die Wüſte floh,
Warf vor Barlaam ſich nieder,
Seines Heils und Sieges froh.
Und getauft ſeit dieſer Stunde
Stand mit Chriſtus er im Bunde.

7.

Der Zauberer Theodas und ſeine verlorene Kunſt.

Aber plötzlich, unverweilet,
Als dieß Wunder war geſchehn,
Theodas, der Zaub'rer, eilet,
Vor des Königs Thron zu ſtehn,
Spricht: „Ich kann am beſten lehren,
Wie dein Sohn iſt zu bekehren.“

Und Avennir ſprach: „So rede,
Aber gieb uns klugen Rath,

Daß die Schmach der letzten Fehde
Werde Ruhm und Siegesthat;
Dann will ich zum Ehrensolde
Dir ein Denkmal baun von Golde.“

„„Nun, ſo laß zu unſer'm Frommen,
Daß dein Sohn die Götter ehrt,
Gleich die ſchönſten Frauen kommen,
Die dein weites Reich beſcheert,
Und ſie ſollen ihn verwirren,
Und ihn, wie ein Täublein, kirren.““

Da beginnt's im Schloß zu klingen,
Da erhebt ſich Sang und Tanz,
Und des Prinzen Sinn' umſchlingen
Muß der ſchönſten Frauen Kranz.
Und dem Jüngling ſind die Frauen
Gar gefährlich anzuſchauen.

Und der Zauberkünſte Meiſter
Facht in ſeinem Herzen Gluth,
Ruft dem Heer der böſen Geiſter,
Das ihm wack're Dienſte thut;
Denn in jedem Blick der Frauen
Läßt ein Teufelchen ſich ſchauen.

Und zum ſchönſten Antlitz neiget
Sich der Jüngling, halb berückt,

Blickt gefeſſelt hin und ſchweiget,
Von der Schönheit Reiz umſtrickt,
Daß die Sinn' ihm ſchier vergehen;
Und ſchon war's um ihn geſchehen. —

Doch des Jünglings Engel ſchmieget
Sich ihm wachend, betend an,
Und in ſüßen Schlummer wieget
Er die müde Seele dann,
Läßt entzückt in Edens Auen
Ihn die reinſte Schönheit ſchauen.

Führt ihn durch das Reich des Lichtes
In der Engel ſel'ge Reih'n,
Dann durch Schauer des Gerichtes
In der finſtern Hölle Pein.
Und der Jüngling, halb verloren,
Iſt erwacht, wie neugeboren.

Und er kennt des Feindes Schlingen,
Rüſtet ſich zum heil'gen Krieg,
Will des Glaubens Kron' erringen,
Und der Heiland giebt ihm Sieg;
Und er ſchwöret ihm auf's Neue
Ew'ge Lieb' und ew'ge Treue.

8.

Wie Avennir endlich ein Christ wird und seinem Sohne das Reich übergiebt, und wie Josaphat und Barlaam sich wieder zusammen finden.

Nun wird es bald dem König klar,
Wie alle Kunst verloren war,
Des Sohnes Herz zu rühren,
Von Christo abzuführen.

Denn selbst der Zaub'rer ward bekehrt,
Entzaubert und zum Herrn bekehrt,
Zuletzt wird überwunden
Des Königs Herz gefunden.

Er wendet sich dem Heiland zu,
Geht endlich ein zur sel'gen Ruh,
Und hinterläßt dem Sohne
Die väterliche Krone.

Der richtet Kreuz' und Tempel auf,
Der Freudenbotschaft Siegeslauf,
Der ungehindert schreitet,
Sich weit im Land verbreitet.

Und Josaphat gar manches Jahr
Des Christenvolkes Vater war;

Zu ihres Königs Lehren
Die Heiden ſich bekehren.

Und Barachias, ſeinen Sohn,
Erhebt er ſegnend auf den Thron,
Daß er zuletzt ſich rüſte
Zur Wand'rung in die Wüſte.

Nach manchem Irrweg fröhlich kam
Er nun zum Meiſter Barlaam.
Der hält ihn feſt umſchlungen,
Von Freud' und Dank durchdrungen.

Sie rühmen beide, tief gerührt,
Den gnäd'gen Gott, der ſie geführt,
Und ſind zu allen Stunden
Im Preis des Herrn verbunden.

Sie geh'n im traulichſten Verein
Mit Lobgeſang zum Himmel ein,
Zu Chriſti Ruh' und Freude;
Ein Hügel decket Beide.

Valerianus und Cäcilia.

Das war die heil'ge Cäcilia,
Die den heiligen Valerianus ſah,
Erröthend ſchweiget,
Sich ehrerbietig neiget.

Er ſieht das Mägdlein, ſo hold und ſchön,
In himmliſchem Glanze vor Augen ſteh'n.
„Schlägt nun die Stunde
Zu unſer'm Seelenbunde?

Und willſt du mir ſein die verlobte Braut?“
So hat er ſie fragend angeſchaut.
Sie ſprach: „Mit nichten.“
Und neigte ſich in Züchten.

„Wohl möcht' ich dir ſein die verlobte Braut,
Doch bin ich auf ewig dem Himmel vertraut.
Ich nahm den Schleier
Zu Chriſti Lob und Feier.“

Da wandte ſich Valerianus zurück,
Und ſchaute ſie an mit traurigem Blick:

„Mich muß verklagen
Dein heiliges Entſagen.

Denn mich auch bindet das ewige Band
An deines himmliſchen Bräutigams Hand,
Mit ihm zu ziehen,
Hinfort die Welt zu fliehen.“

Dann blickt' er noch einmal ſo traurig ſie an,
Dann trat er noch einmal zu ihr heran:
„So ſoll ich ſcheiden,
Dich ewig flieh'n und meiden?“

Drauf blickt ſie wieder ſo traurig ihn an,
Drauf tritt ſie wieder zu ihm heran;
Mit bitter'm Leiden
Reicht ſie die Hand zum Scheiden. —

Und plötzlich — wie Roſen- und Lilienduft,
Umhauchet ſie heilige himmliſche Luft;
Da ſchwebet preiſend
Ein Engel, ſie umkreiſend.

Da krönet ſie beide von Roſen ein Kranz,
Durchwebt mit der duftenden Lilien Glanz.
„Euch wand ich Kränze
In Edens ew'gem Lenze.“

So sprach der Engel im Lichtgewand,
„Vom himmlischen Bräutigam bin ich gesandt,
Mit ihm verbunden,
Seid ihr als treu erfunden.

Drum krön' ich euch segnend, als ewig vereint
In heiliger Liebe zum himmlischen Freund,
Mit seinem Kranze
In ew'gem Duft und Glanze."

So sprach der Engel im Lichtgewand.
Sie haben den Willen des Herrn erkannt;
Nun schlug die Stunde
Zu ihrem Seelenbunde.

Sie trugen der Rosen und Lilien Kranz,
Und nimmer entwichen ist Duft und Glanz,
Weil nie verglühte
Der Lieb' und Unschuld Blüthe.

Der Demuth Preis.

Wer liegt dort auf den Knieen
In strahlender Andacht Glühen? —
Es ist ein Bruder des heiligen Franz,
Er schaut hinein in des Himmels Glanz,
Wo die Sel'gen wohnen,
Wo die Engel thronen.

Und sieh', ein herrlicher Thron vor allen,
Den blitzende Strahlen umwallen, —
Ein flammendes Meer —
Der herrliche Thron ist leer,
Und auf dem Throne
Liegt eine Krone. —

„Wer wird auf dem Throne sitzen,
Wen wird die Kron' umblitzen?“ —

„„Ein Engel saß auf dem Throne,
Und fiel, und verlor die Krone.
Und Thron und Kron' und Glanz
Ward aufgehoben dem heil'gen Franz.““ —

So rief die Stimm' aus dem himmliſchen Licht.
Da war verſchwunden das hohe Geſicht.

Drauf ſprach der Bruder: „Amen.
Lob Gottes heil'gem Namen!“
Dann ſtand er auf
Und eilt' in ſchnellem Lauf,
Daß er dem heil'gen Franz berichte,
Was er erfahren im Geſichte.

Er ſprach: „O heil'ges Licht der Frommen,
Was hat im himmliſchen Geſicht
Von deinem Ruhm mein Ohr vernommen!
Weißt du, was Gottes Stimme ſpricht?“ —

Franziskus ſprach: „Ich weiß es nicht,
Was du vernommen im Geſicht,
Doch iſt gewiß und offenbar,
Was ich erkannt ſeit manchem Jahr;
So oft ich rang, des Höchſten Willen
Getreu und kindlich zu erfüllen,
So ſtand es klar vor meinem Sinn,
Daß ich der Sünder größter bin.“

Er ſprach's und hat ſein Haupt geneigt.
Der Bruder hört's und ſtaunt und ſchweigt.

Doch wird's ihm bald im Herzen licht,
Als laut des Geistes Stimme spricht:
„Erkenne nun in Klarheit
Der Himmelskunde Wahrheit,
Die du vernommen im Gesicht:
Der höchsten Hoffahrt ging der Thron verloren,
Der tiefsten Demuth ward er auserkoren.“

Der Ritter Georg.

„Ich biet' euch dar mein königliches Erbe,
Theilt unter euch mein Silber und mein Gold,
Daß nicht in grauſam blut'gem Tode ſterbe
Mein Töchterlein, ſo lieblich und ſo hold,
Und ich in Gram und Herzeleid verderbe;
Drum heiſcht für ſie das Höchſte, was ihr wollt!"
So ſprach der König Libyens zu dem Volke,
Das ihn umzog, gleich einer Wetterwolke.

Gleich wie ein Schifflein wilde Wellen jagen,
Es ſchwillt die Fluth, und Sturm und Woge droht,
Es an dem Riff der Klippe zu zerſchlagen,
Und jeder denkt nur an die eig'ne Noth,
Und will davon ſein armes Leben tragen,
Und achtet nicht des Steuermanns Gebot:
So drängt das Volk an des Palaſtes Stufen,
Und tauſend Stimmen durcheinander rufen:

„Noch hauſt im See der ſchreckensvolle Drache,
Sein Hauch iſt Peſt, ſein Blick iſt gift'ge Gluth,
Und vor den Thoren hält er grimmig Wache.
Was ſtillet ſeines Hungers wilde Wuth?

Was treibt ihn auf den Grund der gift'gen Lache? —
Er fordert ſchnaubend königliches Blut.
Willſt du, daß ſchmählich alles Volk verderbe,
Damit nicht dir die einz'ge Tochter ſterbe?

Er hat verſchlungen unſre Schaaf' und Rinder,
In ſeinen Rachen, flammend blutigroth,
Zum Opfer warfen wir die eig'nen Kinder,
Sobald das Loos, das ſchreckliche, gebot.
Doch ſchnaubt und heult und wütet er nicht minder,
Und ſpeit verheerend um ſich Peſt und Tod.
Den Göttern mußt du, die uns zürnend grollen,
Der Tochter Haupt, als blut'ge Sühne, zollen.“

Vergebens ſucht der König zu beſchwören
Des Sturmes Wuth, die wachſend ſich erneut,
Vergebens dem Entſetzlichen zu wehren,
Das ſeines Kindes theurem Haupte dräut.
Wohl ruft er laut, doch Niemand will ihn hören,
Er zürnt und weinet, bittet und gebeut.
Nur Eins mit Noth hat er erringen können,
Daß ſie ihm Friſt zum achten Tage gönnen.

Und ohne Weil' in alle Lande ſendet
Mit Windesflug er ſeiner Boten Schaar;
Ein halbes Königreich wird dem verpfändet,
Der ritterlich beſteht in Kampf und Fahr,

Daß er des Drachen schrecklich Leben endet;
Doch stellt kein ritterlicher Held sich dar.
Die Stunde schlug, die Frist war abgelaufen,
Schon strömt das Volk herbei in dichten Haufen.

„Nicht länger, König, ist es Zeit zu weilen,
Du darfst nicht wollen, daß dein Volk verdirbt,
Und daß der Götter Strafen uns ereilen,
Um deren Gunst kein blutig Opfer wirbt,
Denn furchtbar mahnt des Drachen grimmig Heulen,
Der Tag sei da, wo deine Tochter stirbt.“
So rufet laut im wogenden Gedränge
Das Ungestüm der wild bewegten Menge.

Der König hört's und spricht mit bitter'm Weinen:
„O Tochter, meines Herzens Wonn' und Leid,
Wie konnt' ich mich so reich und glücklich meinen,
Wie träumt' ich oft von künft'ger Herrlichkeit!
Dem höchsten König wollt' ich dich vereinen,
Ich sah dich steh'n in bräutlichem Geschmeid',
Und prangend durch der Fürsten Reihen wallen,
Und hörte Sang und Cymbelklang erschallen.

Ich sah mein Alter blüh'n in deinen Söhnen,
Und wiegte sie auf väterlichem Schooß,
Sie wähnt' ich schon mit gold'nem Reif zu krönen,
Zog sie zu Kriegern und zu Fürsten groß,

Und nun? — Wie muß das Schickſal mich verhöhnen!
Entſetzlich, graunvoll, unausſprechlich Loos! —
Weh mir! — All' meine Zukunft iſt verloren,
Wär' ich geſtorben oder nie geboren!"

Aufs Lieblichſte gedent er ſie zu ſchmücken,
Mit ihr zu Grab geht ſeine Herrlichkeit;
Sie ſchaut ihn an mit ſchmerzlich ſanften Blicken,
Und fleht um ſeinen Segen zum Geleit;
Da küßt er ſie mit weinendem Entzücken,
Sein Köſtlichſtes hat er dem Tod geweiht.
Und mit ihr zieh'n die Prieſter im Gepränge,
Ihr nach das Volk im dichteſten Gedränge.

Wie weint ſie um des Vaters Leid ſo bitter,
Als weiter fort zum Tode führt die Bahn! —
Da plötzlich ſprengt — wie Sturm und Ungewitter,
Auf hohem Roß ein edler Fremdling an,
Und vor der Jungfrau neiget ſich der Ritter,
Mit feiner Sitte, hold und wohlgethan:
„Sprich, warum klagen deine bittern Zähren?
Ich will dir Schirm und Hülf' und Heil gewähren."

Sie ſprach: „O edler Ritter flieh von hinnen,
Entweiche dem Verderben, das dir droht.
Ich darf nicht mit dir fliehen und entrinnen,
Mich treibt ein unabänderlich Gebot,

Du kannſt für mich nichts wagen und beginnen,
Sonſt gehſt du mit mir in gewiſſen Tod.“
Der Ritter ſprach: „O ſäume nicht und nenne
Mir die Gefahr, daß ich dich ſchirmen könne.“

Da drängt das Volk den Ritter in die Enge
Und ſpricht: „Du hältſt der Götter Willen auf.
Laß dieſe Prieſter zieh'n im Feſtgepränge,
Zum Drachenſee geht dieſer Jungfrau Lauf,
Sie ſtirbt zur Sühne für der Sünden Menge,
Schon thut der Lindwurm ſeinen Rachen auf.“
Da drückt ins Roß der Ritter beide Sporen,
Und ſprengt ins Volk, das ſich, wie Spreu, verloren.

Er ruft: „Hinweg, ihr blinden Heidenſchaaren,
Entflieht dem Zorn des göttlichen Gerichts!
Die Jungfrau will ich ſchirmen und bewahren,
Mich ſendet Gott, der Herr im Reich des Lichts,
Er ſteht mir bei mit ſeiner Engel Schaaren,
Doch eure Götter ſind ein eitel Nichts;
Und käme ſelbſt der alte Höllendrache,
Ihn trifft mein Speer und meines Gottes Rache.

Komm, edle Jungfrau, folge ſonder Zagen,
Und faſſ in Chriſti Namen freudig Muth,
Schon naht das Ende deiner bittern Klagen.“
Der Ritter ſprach's. Da ſchwillt des Stromes Fluth,

Der Lindwurm, an den Uferſand getragen,
Streckt ſich behaglich in der Sonne Gluth.
Die Jungfrau ſieht das Ungethüm von Weiten,
Und ſäumet nicht, den Ritter zu bedeuten.

Der ſpringt alsbald vom hohen Roſſe nieder,
Und ſinkt aufs Knie und blickt zum Himmel auf,
Und ſpricht: „Mein Herr, o hilf auch heute wieder
Siegreich vollenden meinen Kampf und Lauf.“
So rüſtet ſich der Ritter, fromm und bieder,
Steigt dann zu Roſſe kühn und freudig auf.
Dreimal bekreuzt in des Dreein'gen Namen,
Schwingt er den Speer. „Gelobt ſei Chriſtus! Amen.“

Da weicht der grimme Drache bald zurücke,
Als ſich der Ritter mit dem Kreuze ſchützt;
Zur Seite lauert er mit gift'gem Blicke,
Der ſcheue Wuth und ſchlaue Mordgier blitzt;
Schon hebt er ſich zum Sprung in wilder Tücke,
Als tief der Speer ihm in den Weichen ſitzt.
Und heulend zuckt er in des Schmerzes Wehen,
Als wollt' er Gnade von dem Ritter flehen.

Der ſprach: „Wohlan, wir wollen's glimpflich machen!
Komm, Jungfrau, binde deinen Gürtel los,
Und führ' in Banden den gefang'nen Drachen,
Ihn ſchone noch mein letzter Todesſtoß.

Wie werden wir das blinde Volk belachen,
Wenn rings zerſtäubet vor ihm Klein und Groß!
Drum ſei in Chriſti Namen guter Dinge
Und wirf dem Unhold um den Hals die Schlinge.“

Da ſteht der Wurm, von allem Muth verlaſſen,
Gezähmt und umgewandelt aus dem Grund,
Er läßt ſich ruhig greifen und erfaſſen,
Die Zunge hangt ihm ſchlotternd aus dem Schlund,
Der Jungfrau bietet er den Hals gelaſſen
Und folgt ihr nach, wie ein gepeitſchter Hund.
So zieht ſie mit ihm unter Schrei'n und Rufen
Des flieh'nden Volks vor des Pallaſtes Stufen.

O Wiederſeh'n, o zärtliches Willkommen,
Als nun der König ſeine Tochter ſchaut,
Wie iſt das Leid in Seligkeit verſchwommen,
Wie jauchzt er da, wie weint er da ſo laut!
Wie iſt ihm plötzlich alle Furcht benommen,
Als er den Drachen ſo gebändigt ſchaut! ..
„Wie ſoll ich Euch, o edler Ritter, danken?
Heiſcht, was Ihr wollt, mein Dank iſt ohne Schranken.“

Der Ritter ſprach: „Laß deine Boten eilen,
Und ruf', o König, deiner Prieſter Schaar,
Das ganze Volk erſcheine ſonder Weilen
Und ſtelle ſich vor dem Pallaſte dar.
Ich muß ſie bald vom finſtern Wahne heilen,
Der deine Tochter ſtürzt' in Todesfahr.“

Da rief der König, und die Boten gingen,
Um Volk und Prieſter ſchnell herbei zu bringen.

Erſt ſchleichen die mit zaghaft leiſem Schritte,
Mit ſcheuem Blicke, welcher Unheil ſpürt;
Allmählig werden ſich'rer ihre Schritte,
Bis ſich zuletzt die bange Furcht verliert.
Dann ſtellt der Ritter keck in ihre Mitte
Den Drachen, von der Jungfrau Hand geführt.
Und alle ſehn's mit ſchauerlichem Staunen,
Und wagen kaum, ſich leiſ' ins Ohr zu raunen.

Der Ritter ſprach: „Der Drach' iſt überwunden,
Er ſteht gebändigt, mit gebrech'nem Muth;
Von dieſer Jungfrau Hand iſt er gebunden,
Doch bricht er los mit neuer Kraft und Wuth,
Sobald er wieder freie Statt gefunden,
Wenn ihr nach alter Heidenſitte thut.
Auf euch beruht's, ob dieſer Drache ſterbe,
Ob er, entfeſſelt, alles Volk verderbe.

Entſagt dem Dienſt grauſamer Lügengötter,
Und glaubt an Gott, der wahrhaft Vater heißt,
Der Erd' und Himmel lenkt und Meer und Wetter,
All' ſeinen Kindern gnädig ſich beweiſt,
Glaubt an den Gottesſohn, den ein'gen Retter,
Glaubt an den heil'gen, hochgelobten Geiſt,
Glaubt an den höchſten Namen des Dreieinen,
Er iſt der Fels, die ew'ge Burg der Seinen.

Auf Chriſti Wort geht dieſer Drach' in Banden,
Ich bin Georg, mein Herr iſt Jeſus Chriſt.
Sein Ritter, dien' ich ihm in allen Landen,
Er war mein Schirm und Hort zu jeder Friſt.“
Der Ritter ſprach's. Und jauchzend einverſtanden,
Ruft alles Volk: „Gelobt ſei Jeſus Chriſt!“
Da faßt Georg das Haupt des alten Drachen,
Und ſtößt ſein Schwert hinunter in den Rachen.

Der Lindwurm ſtürzt und mit des Blutes Schwalle
Steigt hoch ein Strom von dunkelrother Fluth,
Die Erde zittert von des Rieſen Falle,
Der röchelnd aushaucht ſeine letzte Wuth.
Doch alles Volk mit lautem Jubelſchalle
Sieht ſtrömend rinnen das verhaßte Blut,
Und eilt herbei in dichtgedrängten Haufen,
Und läßt ſich flugs im Namen Chriſti taufen.

Und hoch gewölbt, mit prächt'gen Säulenhallen,
Erbaut ein Dom ſich auf des Königs Wort,
Wo dem Dreiein'gen Lobgeſänge ſchallen,
Wo Chriſti Botſchaft tönet fort und fort,
Wohin unzählbar Chriſti Pilger wallen,
Nach Sankt Georg's geprieſ'nem Gnadenort.
Denn bald entquoll an der geweihten Stelle
Ein Lebensborn, die Sankt-Georgenquelle.

Gottfried von Bouillon.

Des Kreuzes Heere ziehen zur heil'gen Stadt heran,
„Mit uns iſt Gott!“ — ſo rufet, gewaffnet Weib und Mann,
Der Sturmbock drängt die Mauern, die Thürme rücken vor,
Gottfried mit ſeinen Mannen hält vor dem Stephansthor.

Schon währt zwei blut'ge Tage der heiße Sturm und Strauß,
Und Pfeil' und Kränze fliegen und ſtreuen Feuer aus,
Und Thürm' und Wurfgeſchütze verſehet der Flamme Brand,
Doch Knecht' und Ritter treten und halten wacker Stand.

Noch brechen nicht die Mauern nach manchem harten Stoß,
Noch raſtet nicht der Feinde verheerendes Geſchoß,
Noch iſt es weit vom Siege, trotz mancher kühnen That;
Da ſammeln ſich die Fürſten und halten Waffenrath.

Zum Aufbruch in das Lager des Heeres Horn erklingt,
Als bald aus aller Munde ein Schrei der Klage dringt:

„Sind wir nicht werth zu ſchauen, o Herr, dein heil'ges Grab,
Nicht werth, in deine Thore zu tragen Schwert und Stab?“ —

Wie ſchlugen da die Ritter an ihre Bruſt ſo laut!
Aus ihren Augen bitter die Thräne niederthaut,
Auf Salems heil'gen Zinnen weilt noch ihr Scheideblick,
Und alles Volk ſo traurig zum Lager ſchleicht zurück.

Juſt war der Tag ein Freitag, wo einſt der Heiland ſtarb,
Den Sündern Heil und Frieden und ew'gen Sieg erwarb,
Juſt war es um die Stunde, wo er zum Tode ging,
Und an das Kreuz geſchlagen, ein Spott der Spötter, hing.

Sieh', da erſcheint ein Ritter, ſein Schild ſo blitzend blinkt,
Und auf des Oelbergs Gipfel er ihn zum Kampfe ſchwingt, —
Der Herzog Gottfried ſchauet das Zeichen wunderbar,
„Friſch auf zum neuen Sturme, du wack're Chriſtenſchaar!“

Da kehren jauchzend wieder der Ritter und der Knecht.
„Mit uns,“ erklingt der Siegsruf, „iſt Gottes Macht und Recht.“

Die Vordermauern brechen in kühnem Drang und Sturm,
Und dicht vor Salems Zinnen ſteht Gottfrieds hoher Thurm.

Und auf des Thurmes Spitze das Kreuz mit Chriſti Bild
Strahlt hell im Sonnenblitze, der Chriſten Schirm und Schild,
Und wie auch nach ihm ziele der Feinde Grimm und Trutz,
Feſt ſteht es, hocherhoben, der Gläub'gen Troſt und Schutz.

Sie werfen von dem Thurme verderbendes Geſchoß,
Und Gottfried führt zum Sturme, ſo Fürſt, wie Kampfgenoß,
Schon trifft der Ritter Lanze der Muſelmänner Bruſt,
Sie ſtürzen von den Mauern, und Kampf iſt Sieg und Luſt.

Wie haben Mahoms Streiter vergeblich ſich geſchirmt,
Aus Woll' und Stroh ein Bollwerk geſchichtet und gethürmt,
Damit die Schutzwehr ſchwäche des Mauerbrechers Kraft! —
Wie haben ſchnell die Ritter ſich Hülf' und Sieg geſchafft! —

Sie werfen glüh'nde Pfeile, wie lodert's lichterloh!
Wie bläſt der ſcharfe Nordwind, wie flackert Woll' und Stroh!
Des Rauches Wolken ſchlagen des Feindes Angeſicht,
Und beizen ihm die Augen und rauben Muth und Licht.

Die Heiden flieh'n von dannen, und Gottfried ſpricht:
„Wohlauf!
Vom Thurm herab zur Mauer die Brücke ſchlaget auf!“
Dann ſteigt er ſelbſt hernieder, den Schild er muthig ſchwingt,
Der Erſt' iſt Herzog Gottfried, der auf die Mauer ſpringt.

Ihm nach im Lauf und Drange mit Schwert und Schild und Speer
Auf Brück' und Leiter ſtürmet der Knecht' und Ritter Heer.
Sankt Stephans Thor iſt offen, herein mit Macht und Muth
Bricht, Weg' an Wege ſchwellend, des Volkes dichte Fluth.

Mit Waffentos und Schalle die Schaar ſich wild ergießt,
Sie dürſtet Raub und Rache, das Blut in Strömen fließt.
Zum Siegsruf gellt das Wimmern des letzten Angſtgeſchrei's,
Und, ohne Gnad' erſchlagen, ſtirbt Weib und Kind und Greis.

Und was der Deutſche ſchonet, was dem Lothringer weicht,
Was vor der Flandrer Schwerten und der Normannen ſleucht,

Das trifft mit Todesſtoße der Provenzalen Speer;
Herein zum Thor im Süden ſtürmt nun Graf Raimunds Heer.

Und Gottfried kann nicht hemmen des Würgens wilde Wuth,
Nicht brechen und nicht dämmen die losgelaſſ'ne Fluth;
Er flieht das Raubgetümmel, der Waffen blut'gen Stoß,
Und wallt im Pilgerhemde, an Haupt und Füßen bloß.

Drei Ritter ihn geleiten, vom Delbergthore zieht
Er hin zum heil'gen Grabe, wo er nun betend kniet:
„Herr, laß uns Gnade finden, mein Heiland, Ruhm und Licht,
Behalt' uns nicht die Sünden, und ſchirm' uns im Gericht!“

Als er ſo betet knieend, der Fürſt mit frommen Muth,
Als er ſo ſelig glühend am Grab des Heilands ruht,
Schweigt bald in Salems Mauern Geſchrei und Mordgebraus,
Und Pilgerſchaaren ziehen in dichten Reihen aus.

Sie legten mit den Waffen nun ab den wilden Muth,
Sie reuſchen Haupt und Hände ſich rein von Staub und Blut,

Im Bußgewand ſie wallen zu Chriſti Heiligthum,
Und Lobgeſänge ſchallen zu Gottes Preis und Ruhm.

Und an dem Grabe finden ſie Herzog Gottfried ſchon,
Der fern vom Raubgetümmel und Mordgewühl gefloh'n,
Und tauſend Stimmen rufen: „Heil, Herzog Gott-
fried, dir! —
Du biſt der Edeln Krone und aller Fürſten Zier!

Wer iſt dir wohl an Siegsruhm und Ritterтugend gleich?
Wer iſt in Chriſti Liebe, wie du, ſo rein und reich? —
Heil dir, o König Gottfried, Heil deinem ganzen Haus!
Dich ruft das Heer der Chriſten zu Salems König aus.“

Da ſprach der Herzog Gottfried: „Bedenkt, was ihr
begehrt!
Bin ich auf heil'ger Erde des hohen Namens werth?
Ziemt mir von Gold die Krone auf Salems Königsthron,
Hier, wo die Dornenkrone getragen Gottes Sohn?“

Da rief mit Einem Munde das Volk im Jubellaut:
„Den Herzog Gottfried ſchirme der Herr, der auf ihn ſchaut!
Wer iſt dir, Herzog Gottfried, an Muth und Demuth
gleich? —
Nur dir gebührt die Krone in Salems Königreich.“

Bernhard von Clairvaux.
Ein Legendenkranz.

I.
Die Schule der Weisheit und Beredtsamkeit.

Die Jünger lauschten ihres Meisters Worte,
Das sich zum reichen Strom ergoß,
Dann süß, wie Mannaregen, floß
Und mit des Geistes Macht erschloß
Geheimster Weisheit hohe Himmelspforte.

„Ehrwürd'ger Vater, sprich, wer ließ dich schauen
Der Wunder Gottes tiefsten Grund?
Wer that dir seine Lehren kund?
Wer gab dir den beredten Mund,
Der Kirche Säulen mächtig aufzubauen?“

Sankt Bernhard sprach: „In Gottes heil'gem Worte
Hob ich den Schatz, der nie vergeht,
Der ewig wachsend sich erhöht.
In stillem Sinnen und Gebet
Fand ich den Schlüssel zu der Weisheit Pforte.

Die Saaten wogten in der Lüfte Wehen,
Die Buche war mir flüſternd nah',
Und rauſchend ſtand die Eiche da.
Als ich die Meiſter um mich ſah,
Lernt' ich mit Macht den Ruhm des Herrn erhöhen."

2.

Der Verſucher auf der Kanzel.

Der heil'ge Bernhard reiſet
Von Stadt zu Stadt und ſpeiſet
Mit dem wahrhaften Lebensbrot
Die Schmachtenden in Hungersnoth,
Die, fern herbeigezogen,
Ihn drängen und umwogen.

Sie knie'n zu ſeinen Händen,
Die ringsum Segen ſpenden,
Und küſſen ſeines Kleides Saum.
Für all' die Pilger iſt nicht Raum,
Die unabſehlich wallen
Hin zu des Domes Hallen.

An ſeinem Munde hangen
Die Schaaren voll Verlangen;

Hoch bis zur Wölbung ragt empor
Der dichtgeſchloſſ'nen Hörer Chor,
Die unter tiefſtem Schweigen
Ihr Ohr zur Predigt neigen.

„Schau an, um dir zu dienen,
Iſt all' dieß Volk erſchienen.
Wie lauſcht im drängenden Verein
Der Chriſten Menge dir allein! —
Du haſt mit Engelzungen
Die ganze Welt bezwungen!“ —

So hört's der Mönch mit Staunen
Gar leiſ' und heimlich raunen.
Ihn hat der böſe Feind geneckt,
Der auf der Kanzel ſich verſteckt,
Ihm Aug' und Ohr umſchwirret
Und Sinn' und Geiſt verwirret. —

Wie fühlt er tief im Herzen
Des Feindes Pfeil mit Schmerzen!
Verſtummend ſteht er, zweifelsvoll,
Ob er für immer ſchweigen ſoll.
Denn Reu' und Scham und Zagen
Hat ſeinen Mund geſchlagen.

Doch plötzlich — neu erhoben —
Zieht ihn der Geiſt nach Oben.

„Der Anfang,“ ſprach er, „war mit Gott,
Drum ſei der Fortgang dir zum Spott.
Flieh' vor des Kreuzes Zeichen!“
Da muß der Böſe weichen. —

Und nun in höher'n Weiſen
Beginnt er Gott zu preiſen,
Und mächt'ger, immer mächt'ger klingt
Sein Wort, das alle Herzen zwingt,
Ihr eig'nes Selbſt zu haſſen,
Und Chriſti Kreuz zu faſſen.

„Lob,“ rief er, „ſei dem Sohne
Und Lob des Vaters Throne,
Der heil'ge Tröſter ſei gepreiſt,
Verflucht der eitle Lügengeiſt! —
Lob dem dreiein'gen Namen!“
Und alles Volk rief: „Amen.“

3.

Die beſtrafte Vermeſſenheit.

Auf ſeinem Maulthier zog dahin
Der Gottesmann mit ſtillem Sinn.

Gemächlich sieht man schreiten
Ein Bäuerlein zur Seiten.

Dem Bäuerlein erweiset sich
Der Mönch gar traulich brüderlich
Und klagt ihm frei von Herzen
Sein Leid und seine Schmerzen.

„Wie eitel ist des Menschen Sinn
Und fährt, wie Well' und Wind, dahin,
Mag nicht beharrlich stehen
Im Wachen und im Flehen!“

„Ei, ei,“ so sprach das Bäuerlein,
„Herr Abt, das klingt nicht eben fein.
Ich wollt' es besser treiben,
Im Beten wacker bleiben.“

Als so der Bauer sich vermaß,
Der Abt vom Maulthier niedersaß,
Und sprach: „Nun wohl, bereite
Dein Herz und geh' zur Seite!

Ein einzig Vaterunser sprich
Von Herzensgrund andächtiglich,
Dann biet' ich dir zur Gabe
Dieß Maulthier, meine Habe.

Doch mußt du ehrlich Rede ſtehn
Und ohne Trug zur Beichte gehn
Und ſonder Hehl berichten
Dein ganzes Thun und Dichten.“ —

Das Bäuerlein mit Freuden ging,
Die Sache ſcheint ihm gar gering,
Ihm dünkt, eh' er begonnen;
Das Maulthier ſchon gewonnen.

Er nimmt ſich wohl in Acht und Hut
Und ſchlägt ſein Kreuzlein wohlgemuth;
Doch bald verworren ſchwanken
Ihm Sinnen und Gedanken.

Mit leid- und reuevollem Blick
Kehrt er beſchämt zum Mönch zurück,
Und beichtet, ungelogen,
Wie ihn ſein Herz betrogen:

„Drei Bitten ſprach ich unverzagt,
Eh' mich der böſe Geiſt geplagt;
Geängſtigt und betreten,
Konnt' ich nicht weiter beten.“ —

„„Und welcher Lockung gabſt du Raum?““ —
„Das war der Sattel und der Zaum! —

Könnt' ich die auch noch haben,
Um damit heimzutraben!" —

„Sieh'," sprach der Abt, „du nimmst dahin
Den Lohn für den vermeſſnen Sinn,
Der ſicher wähnt zu ſieben
Im Wachen und im Flehen.

Die vierte Bitte macht dir Noth.
Dir gnügte nicht dein täglich Brot,
Drum mußt du nach Gebühren
Maulthier und Zaum verlieren."

So ſtraft der Mönch ihn väterlich,
Schwingt wieder auf ſein Rößlein ſich.
Demüthig ſtill zur Seiten
Sieht man den Bauer ſchreiten.

4.

Das verlorene und gewonnene Kapital.

„Herr Abt, nicht länger harr' ich aus,
Ich ſehne mich zur Welt hinaus."
So ſprach ein Mönch vom böſen Geiſt verblendet.

Vergeblich lockt ihn Bernhards Blick
In Gottes treue Hut zurück.
Sein eitles Herz hat ſich vom Herrn gewendet.

„Wohl, was du thun willſt, thue bald,
Dich zwingt nicht menſchliche Gewalt,
In Gottes Dienſt und frommer Pflicht zu bleiben.
Doch," ſprach der Vater väterlich,
„Bekenne mir, mein Sohn, und ſprich:
Was denkſt du fürder in der Welt zu treiben?"

Keck ſprach der Mönch: „Mein Wunſch und Ziel
Iſt Glücksgewinn und Würfelſpiel.
Das wird mir beſſer, als Kaſtei'n, behagen.
Was mir verbot des Kloſters Bann,
Fang' in der Welt ich wieder an,
Das muß mir Zins und reichen Wucher tragen."

„Steht," ſprach der Abt mit ſanftem Muth,
„Dein Herz und Sinn nach Geld und Gut,
So möcht' ich mit dir zu gewinnen wagen.
Sieh', dreißig Stück Dukaten baar
Bier' ich vom Kloſterſchatze dar,
Zu reichem Wucher ſie dir anzutragen.

Doch nun verſprich mir treu und wahr,
Gewinn und Zins von jedem Jahr
Mit mir zu theilen zu des Kloſters Frommen."

Das hört der Mönch mit frohem Sinn
Und nimmt das blanke Gold dahin,
Und will zurück im nächsten Jahre kommen.

Doch kaum drei Monde sind entfloh'n,
So klopft er an der Pforte schon,
Und freudenvoll tritt ihm der Abt entgegen:
„Gelobt sei Jesus Christ, mein Sohn,
Du bringst mir Gottes Zins und Lohn.
Laß mich empfangen seinen reichen Segen!“

„Ach,“ sprach der Mönch, „sein Fluch ist schwer,
An Segen bin ich arm und leer,
Weh' mir, daß ich so Thörichtes begonnen! —
Vergieb, o Vater, mir die Schuld
Und nimm mich wieder auf in Huld!
Dein Kapital ist mir und dir zerronnen.“

Da blickt in sel'ger Freude Licht
Der Abt ihn freundlich an und spricht:
„Mit nichten ist mein Kapital zerronnen.
Wohl sprach ich recht, mein lieber Sohn,
Du bringst mir Gottes Zins und Lohn.
Dich hab' ich wuchernd mir zurückgewonnen.“

5.

Das Vermächtniß

Bernhard, der treue Gottesmann,
Der manche Seele Gott gewann,
Der manche Burg des Herrn errichtet
Und manchen Völkerzwiſt geſchlichtet,
Der rings in aller Chriſten Land
Die Hirtenjünger ausgeſandt,
Beſtellt ſein Haus und ſpricht im Sterben
Dieß letzte Wort zu ſeinen Erben:

„Drei Dinge geben hellern Schein,
Als Gold und Perl' und Edelſtein.
Das iſt der Liebe Kraft und Fülle,
Der Sanftmuth ſtillgebeugter Wille,
Und beider Kron' und Kleinod iſt
Die Demuth, die ſich ſelbſt vergißt.
Sind euch die heil'gen Drei beſchieden,
So fahr' ich hin in ſel'gem Frieden."

6.

Die Wanderſtunde.

Zum Abt Eugen im Traumgeſicht
Sankt Bernhard ſpricht:

BIBL. UNIVERS. LIPS.

„Komm, folge mir!“ — da ſtehn ſie ſchon
Am Fuß des heil'gen Libanon.
„Bleib' hier,“ ſo ſprach der Gottesmann,
„Mich ruft's hinan!“

„„Warum erklimmſt du jene hohen Fernen?““ —
„Um dort zu lernen.“

„„Du, der in höchſter Meiſterſchaft
Errang des Wiſſens höchſte Kraft? —
Wer hat in allen Landen
Dir gleich geſtanden?““

„Hier iſt das Wiſſen und Erkennen
Nur Traum und Dämmerſchein zu nennen.
Oben iſt Klarheit,
Oben iſt Wahrheit.“ —

So ſprach Sankt Bernhard und verſchwand.
Der Abt erwacht — doch jene Stunde
Ihm unauslöſchlich in der Seele ſtand.
Denn bald vernahm er aus des Boten Munde:
Das war die letzte, große Wanderſtunde,
Als Bernhard heim in Frieden ging,
Wo Gottes Licht und Klarheit ihn umfing.

Die Mutter und das Kind.

Vergoſſen von der Heiden Wuth
Fließt zu Iconion Chriſtenblut.
Julita flieht, um ſich zu wahren
Mit ihrem Knäblein von drei Jahren,
Das ſie am Mutterherzen hegt
Und fliehend bis gen Tarſus trägt.

Doch hier entrinnt die Chriſtin nicht
Des Kaiſers tödtlichem Gericht;
Ihr bricht das Herz des zarten kleinen
Quiricus kläglich Fleh'n und Weinen,
Der, angeſchmiegt ſo traut und feſt,
Von ſeiner Mutter Arm nicht läßt.

„Vielleicht bewegt dein kindlich Schrei'n
Auch eine Menſchenbruſt von Stein.“
Sie trägt ihr Knäblein auf den Armen
Und fleht den Richter um Erbarmen:
„O ſcheid' im blutigen Gericht
Die Mutter von dem Kinde nicht!“

Er ſprach: „So bringe dem Altar
Ein Weihrauchkörnlein opfernd dar.

Denn ſo gebeut des Kaiſers Wille,
Daß man den Zorn der Götter ſtille.“
Sie ſprach: „Ich fürchte Gott allein,
Denn eure Götter ſind von Stein.“

„„Die Mutter geißle man auf's Blut,
Bis ſich gebeugt ihr ſtolzer Muth.““
So ſprach der Römer, doch zum Kinde
Neigt er ſich ſchmeichelnd ſanft und linde,
Und lockt's umſonſt mit Wink und Wort,
Und reißt es von der Mutter fort.

Da weint das Knäblein bitterlich
Und regt und ſträubt ſich mächtiglich:
„Ach Mutter, laß mich mit dir leiden,
Ich fürchte nicht den Zorn des Heiden.“
Schon fließt vom Geißelſchlag ihr Blut;
Da wächſt des Knaben Schmerz und Muth.

Mit ſcharfem Biß in Angſt und Haſt
Hat er des Heiden Wang' erfaßt.
Der trägt das Kindlein auf den Armen
Und fühlt kein menſchliches Erbarmen,
Und ſchleudert es voll Wuth und Qual
Herab vom hohen Tribunal.

Und rückwärts ſchrecklich niederſchellt
Das Kind, zerſchmettert und entſtellt.

Weit ſpaltet ſich des Hauptes Wunde
Und Hirn und Blut rinnt auf dem Grunde.
Die off'nen Mutteraugen ſchau'n
Das Gräßliche mit ſtarrem Grau'n.

Dann hebt ſich hoch der Chriſtin Herz,
Dann wird beredt ihr ſtummer Schmerz:
„Fluch und Verachtung den Tyrannen,
Die nur des Leibes Leben bannen,
Die freie Seele tödtet nicht
Ein machtlos menſchliches Gericht!

Vergebens dämpfſt du Gottes Rath,
Denn Chriſtenblut iſt Glaubensſaat.
Vor dieſem Kind, dem Chriſtuszeugen,
Muß deiner Götter Macht ſich beugen.
Leg' auch an mich die blut'ge Hand,
Mich feſſelt nun kein irdiſch Band.“

Der Wüthrich hört, was ſie begehrt;
Bald fällt ihr Haupt vom Henkerſchwert.
Sie ſprach: „Dem Knäblein folg' ich ſterbend,
Mit ihm die Himmelskron' ererbend.“ —
So ſchied im blutigen Gericht
Die Mutter von dem Kinde nicht.

Die Stunde der Ewigkeit.

Am Kloſterpförtlein, auf des Berges Zinne,
Saß Felix, tauchend ſeiner Seele Leid
In Andachtgluth und ſüße Gottesminne.
„O könnt' ich koſten in der Zeitlichkeit,
Von Gottes Fried' und Freuden ganz durchdrungen,
Ein ſelig Stündlein ſeiner Ewigkeit!“ —
Da hat ein Vöglein ſich emporgeſchwungen,
Das lockt ihn an, ſo heimlich und ſo traut,
Und hell und lieblich iſt ſein Lied erklungen,
Und nie vernommen, wunderbar ſein Laut;
Es tönt ihm ſüßer als der Engel Singen —
Sich ſelbſt vergeſſend, hört er nur und ſchaut,
Und eilet nach des Vöglein lichten Schwingen,
Und, eingewiegt in ſel'ger Wonne Traum,
Hört er des Liedes letzten Ton verklingen. —
Zum Kloſter kehrt er an des Waldes Saum.
Verſchloſſen iſt die Pforte wider Hoffen;
Ihm dünkt, ein Stündlein ſei verronnen kaum.
Er klopft und ruft. Die Pforte ſteht ihm offen.
Der Pförtner blickt ihn ſtumm und ſtaunend an.
„Wer biſt du?“ — fragen beide ſich, betroffen,
„Wer biſt du?“ — treten forſchend ſie heran.

Wald lockt herbei ihr Zwiegeſpräch die Brüder,
Und fremde Blicke ſchau'n den Fremdling an.
„Wer biſt du?“ — rufen alle ſtaunend wieder.
„Dein Nam' iſt niemals unter uns genannt.“ —
Da neigt ein Mönch ſich forſchend zu ihm nieder,
Der ſchwach und wankend in der Ferne ſtand,
Der Brüder älteſter ſeit fünfzig Jahren,
Der hat allein den Bruder noch erkannt.
„Hilf Gott! — Welch' Wunder muß ſich offenbaren!
Aus tiefer Nacht geht mir ein Licht hervor.
Ich,“ ſprach er, „war Noviz vor hundert Jahren.
Da ſaß mein Bruder Felix vor dem Thor,
Und betend ging er in den Wald von hinnen,
Und nie gewahrt' ihn unſer Aug' und Ohr.
Er iſt's, er iſt's. Ich kann mich ſein entſinnen.“
„„„Ich bin's,““ rief Felix. „„„In der Zeitlichkeit
Ließ hundert Jahre mir der Herr verrinnen,
Als wär's ein Stündlein ſeiner Ewigkeit.““
Er ſprach's. Nicht länger hielt es ihn hienieden.
Sein Geiſt, gelöſet von dem Band der Zeit,
War ſelig ſchon aus dieſer Welt geſchieden.

Die Werke Gottes.

„Wie wunderbar ſind deine Werke! —
Herr, laß mich deine Werke ſchau'n,
Daß ich die Weisheit deiner Wege merke!“

„„Komm, folge mir mit kindlichem Vertrau'n,
Du ſollſt ſie ſchau'n.““

Der Jüngling hört's und — wunderbar —
Stellt mit dem Wort, das er vernommen,
Ein unbekannter Greis ſich dar.
Er winkt. Der Jüngling folgt beklommen. —
Sie wandern in der Sonne Brand,
Bis ſie am ſpäten Abend kommen
An eines Waldes grünen Rand,
Allwo ein einſam Hüttchen ſtand.

Sie klopfen an. Und eilig tritt heraus
Ein frommer Greis mit freundlich milden Blicken,
Und führt ſie in ſein gaſtlich Haus
Und heißt die Müden ſich erquicken,
Wäſcht ihre Füße rein von Staub
Und bettet ſorglich Moos und Laub;

Des ganzen Hauſes kleine Habe
Bringt er herbei zur Letz' und Labe,
Und auch ein golden Becherlein
Mit golden funkelndem, ſüßem Wein.
„Dieß iſt mein liebſtes Kleinod, das ich habe.
Im Wald verirret und allein,
Kehrt' einſt mein König bei mir ein
Und ließ zurück die gold'ne Gabe."
Er ſprach's. Die Gäſte ſtärkt der edle Wein.
Sie ſchlummern fröhlich, friedlich ein,
Das Herz erquickt mit Trank und Speiſe,
Und rüſten bei des Morgens erſtem Schein
Sich wiederum zur neuen Reiſe
Und ſcheiden ſegnend von dem frommen Greiſe.

„Geh' du voran, ich folge nach,"
Der Führer zu dem Jüngling ſprach,
„Sieh' hier den Becher, den ich mitgenommen,
Nimm und bewahr' ihn gut."

„„Ach, wie ſo übel thuſt du an dem Frommen! —
So lohnſt du ſeiner Pfleg' und Hut?"" —

Der Führer ſprach: „Was Gott will, das iſt gut."

Und ſchweigend ſind ſie fortgezogen
Zu eines Stroms gewalt'gen Wogen,

An einer Brücke ſchmalen Steg,
Da tritt ein raſcher Jüngling in den Weg.
„Gebt her den Becher, den ihr mitgenommen!
Ich bin des alten Klausners Sohn,
Zu dem ihr über Nacht gekommen,
Dem ihr gedankt mit ſchnödem Lohn.“ —
„„Geh' hin, den Becher zu empfangen
Vom Pilger, der vorangegangen,““
So zieht der Greis mit ſchnellem Wort
Ihn zu der ſchmalen Brücke fort —
Hinunter in die tiefe Fluth —
Und ſpricht: „Was Gott will, das iſt gut.“

Und der Gefährte ſieht ihn ſinken
Und machtlos ringend ſich erhöhn
Und hilflos flehend untergehn
Und in dem Wellengrab ertrinken,
Und folgt mit ſchreckempörtem Haar
Dem greiſen Fremdling, wunderbar.

Bald ſtellt ſich dar auf grüner Auen
Ein Kloſter, ſtattlich anzuſchauen.
Wie lockt's in gold'ner Saaten Glanz,
In weinbelaubter Berge Kranz! —
Doch weiſt der Abt mit hartem Worte
Die müden Pilger von der Pforte,
Und heißt ſie auf ihr dringend Fleh'n

Hinein zum dunkeln Stalle geh'n,
Um unter Einem Dach beſchloſſen
Zu ſchlafen mit des Kloſters Roſſen.

Ein Bruder nur, gerührt von ihrer Noth,
Trotzt des geſtrengen Abtes Willen,
Bringt heimlich dar ein Stücklein Brot,
Ein Krüglein Waſſer, ihren Durſt zu ſtillen.

Sie wachen früh am Morgen auf
Und gürten ſich zu neuem Lauf.

Da läßt der Greis in ſeiner Linken
Des Klausners gold'nen Becher blinken
Und ſpricht zum Abte: „Nimm dahin
Die gold'ne Gabe zum Gewinn.“ —

Der thät ſich an dem Becher weiden
Und laben an des Goldes Glüh'n,
Und geht und heißt die Pilger ſcheiden
Und unerquickt von dannen zieh'n.

Da ſprach zum Greis von Zorn geröthet
Der Jüngling: „Weiche nun von mir,
Ich kann nicht fürder zieh'n mit dir.
Du haſt des Klausners Sohn getödtet,
Du haſt beraubt den armen Mann,

Der die Barmherzigkeit gethan,
Begabt den reichen, der, vermessen,
Recht und Barmherzigkeit vergessen.“

Da sprach der Greis mit sanftem Muth:
„Mein Sohn, was Gott will, das ist gut.
Du riefst zu Gott in frommem Flehen:
„„Herr, laß mich deine Werke sehen,““
„Da hat er gnädig sich geneigt
Und seine Werke dir gezeigt.

Der Becher war der Feind des Frommen.
Er zog den gottverwandten Sinn
Zum eiteln Schein der Erde hin,
Drum ward der Becher ihm genommen.

Des Reichen Schätze sind sein Leben,
Er häuft Gewinn stets auf Gewinn,
Drum hat er seinen Lohn dahin,
Drum ward der Becher ihm gegeben.

Den gold'nen Becher zu erwerben,
Ging hin der ungetreue Sohn,
Gelüstend nach des Goldes Lohn,
Ihm und dem Vater zum Verderben;
Drum mußte schier sein Leib ersterben,

Doch ſeine Seele ſteht begnadigt ſchon
Vor Gottes Thron.

Du aber, Jüngling, ſchau' und merke:
Verborgen, doch gerecht ſind Gottes Werke."

Da fiel der Jüngling auf ſein Angeſicht.
Der Greis verſchwand in Engelsglanz und Licht.

Des Teufels Bild.

Der Künſtler ſchafft mit ſtillem Fleiß
Ein heilig Bild zu Gottes Preis.
Die ewigen Gedanken weben
Vor ihm in Farbengluth und Leben.
Vom heil'gen Kindes-Angeſicht
Strömt durch die Nacht ein helles Licht,
Die Hirten, die dem Heiland dienen,
Sind von dem gold'nen Glanz beſchienen,
Und hoch in höchſter Schöne ragt
Mit ihrem Sohn die reine Magd.

Ein ſinnig ſeliges Genügen
Spricht aus des Meiſters frommen Zügen.

Da tritt, ein Jüngling, ſchlank und fein,
Zum Maler der Verſucher ein:
„Willſt du nicht auch im Schein des Schönen
Mit deiner Kunſt mein Bildniß krönen?“

„„Begehrſt du nur des Schönen Schein,
Mag ich dir wohl zu Willen ſein.““

„Die wackern Freunde, die mich kennen,
Mich wahrhaft ſchön und reizend nennen.“

„„Dann trügt ſie nur des Scheines Macht.
Du ſelbſt biſt häßlich, wie die Nacht.““

„Doch wirſt in tauſend ſchönen Strahlen
Du treu und wahr mein Bildniß malen.“

„„Ganz recht. Schau' an dein Ebenbild,
Das ſich leibhaftig dir enthüllt.““ —

Er ſprach's. Der Schleier iſt enthoben.
Das Werk muß ſeinen Meiſter loben,
Das er in heil'ger Wahrheit Macht
Zum Preiſe Chriſti jüngſt vollbracht.

Der holde Jeſusknabe hebet
Sich ſanft empor, und ziſchend bebet
In tauſend Farben gleißend bunt
Die Schlange auf der Erde Grund. —

Und der Verſucher muß voll Grauen
Sein Bild in Staub getreten ſchauen.
Und alle Kraft ihm ſchier entweicht
Und aller Schöne Glanz erbleicht,
Farb' und Geſtalt iſt ihm genommen,
In Nacht und Nebelgrau verſchwommen.

Der Tod des Frommen.

Die Stätt' iſt heilig, wo ein Frommer ſcheidet.
Des Himmels Pforten thun ſich auf,
Wo er vollendet ſeinen Lauf,
Zum ſel'gen Heimgang ſich bereitet. —

Dem frommen Abt Sylois kam
Sein Stündlein ſonder Furcht und Gram,
Es ſtrahlt auf ſeinem Angeſichte
Der Wiederſchein vom ew'gen Lichte.
„Was, theurer Vater, nimmſt du wahr?“
„„Der heiligen Propheten Schaar.““
Und heller glänzt ſein Auge wieder.
„„Ich ſehe kommen allzumal
Der heiligen Zwölfboten Zahl.““ —
Dann ſenkt er tief ſein Antlitz nieder. —
„Was iſt dir, Vater?“ — „„Laßt mich ruh'n,
Die Engel Chriſti ſeh' ich nahen,
Um meine Seele zu empfahen.
Drum laßt mich betend Buße thun!““ —
„Haſt du nicht Buße g'nug gethan?“ —
„„Ich fing nur ſchwach und ſtrauchelnd an,

Und weiß, so lang' ich lebt' auf Erden,
Begann ich erst ein Christ zu — werden.""

Da strahlt sein Antlitz, wie die Sonne,
Verklärt in nie geschauter Wonne.
„„Mein Heiland kommt,"" die Lippe spricht,
Das Herz in sel'ger Freude bricht.

Der Brodſtein zu Oliva.

In Danzig war klägliche bittere Noth,
Die Hungrigen ſchreien zum Himmel nach Brod,
Die Wittwen und Waiſen verzagen.
Elf Monde ſchon laſtet die Theuerung ſchwer
Im Bund mit der nagenden Sorgen Heer.
Die Stadt kann es kaum noch ertragen.

Im Kloſter Oliva war keine Noth,
Da hatten die Mönchlein ihr reichliches Brod,
Da gab es kein Mühen und Bangen.
Ein Bruder Sankt Jakobs nach Danzig ging,
Ein mächtiges Brod aus dem Wamſe hing;
Wie glühten die üppigen Wangen! —

Am Wege da ſtand ein gar klägliches Weib,
Die Lumpen umhingen in Fetzen den Leib;
„Barmherziger Bruder, Erbarmen!“
So fleht ſie und fleht ſie und jammert und hält,
Von zehrendem Hunger und Kummer entſtellt,
Zwei Kindelein nackt auf den Armen.

„Gott segn' und berath' euch, ihr thut mir Leid,
Gern übt' ich an euch Barmherzigkeit,
Doch kann ich des Brod's nicht entrathen."
„„O stillt nur der wimmernden Kindlein Noth!
Ein einziges Stücklein, ein Kindlein Brod!
Gott lohnet barmherzige Thaten.""

„Was machst du mir, Weib, die vergebliche Noth? —
Ich habe kein Stücklein, kein Kindlein Brod,
Drum laß mich in Frieden und gehe!"
Das Weib sich ihm flehend entgegenstellt,
Die jammernden Kleinen empor sie hält;
Der bittere Hunger thut wehe.

„O laßt euch doch rühren von unserem Leid!
Nur einmal, nur einmal Barmherzigkeit!
Erbarmt euch der hungernden Kindlein!
O seht doch im Wamse, mit euch ist nicht Noth,
O seht doch das lockende, lachende Brod.
Ein einziges Stücklein, ein Kindlein!"

Das hörte der Mönch und vergaß sich so sehr,
Es stachelt' ihn tief, er vermaß sich so schwer:
„So schärfe doch Gott dir die Augen!
Das Brod, das du siehest, es ist nur ein Stein,
Ich steckte zur Wehr vor den Hunden ihn ein.
Der wird doch zum Essen nicht taugen!" —

Das Weib und die Kinder, sie wimmern ihm nach;
Doch ziehet der Bruder des Weges gemach
. Und blickt auf sein Brod mit Behagen.
„In Danzig," so sprach er, „ist Hunger und Noth,
Drum will ich behalten mein köstliches Brod,
Im Wamse verstecken und tragen." —

Da drückt es im Wamse je länger, je mehr,
Da wird ihm das Brod in dem Wamse so schwer,
Schon hat er des Weibes vergessen.
„Ei," denkt er, „was plagst du dich? greife doch zu
Und setze dich nieder in guter Ruh'.
Du kannst dich ja stärken und — essen."

Doch Schrecken durchfähret ihm Mark und Gebein;
Das Brod ist verwandelt in härtesten — Stein.
„So schärfe doch Gott dir die Augen;
O sieh doch," so ruft es „das Brod ist ein Stein.
Du steckest zur Wehr vor den Hunden ihn ein,
Der wird doch zum Essen nicht taugen!"

Da schlug er voll Jammer an seine Brust
Und ward sich der schrecklichen Sünde bewußt,
Daß er frevelnd gespottet der Armen;
Ging heim in das Kloster mit nackendem Fuß,
That sieben Jahre die bitterste Buß'
Und flehte den Herrn um Erbarmen. —

Das hör' und merke dir, guter Christ!
Der Stein noch im Kloster zu sehen ist,
Bewahrt bis zur jetzigen Stunde.
Und wenn du verspottest der Hungrigen Schrei'n,
So wird sich verwandeln dein Brod in Stein.
Das lehret die heilige Kunde.

Das Bügeleisen zu Glogau.

In Glogau im lieblichen Schlesierland
Das Bügeleisen iſt wohlbekannt
Vom böſen verzweifelten Schneider.
Wohl führt' er die Scheer' und die Nadel flink,
Doch Läſtern und Fluchen noch ſchneller ging.
Fluchgottfried, werde geſcheidter!

Er ſchmähte den heiligen Hochaltar,
Kam nimmer zur Kirche das ganze Jahr
Und hegte verwegene Zweifel.
Es war ihm ein Aergerniß, es war ihm ein Spott
Der Ruf zum allmächt'gen dreieinigen Gott.
Er rief nur: „Mich hole der Teufel!“

Darüber entſetzet und härmet ſich
Sein frommes Gemahl ſo bitterlich
Und breitet zum Himmel die Arme.
„O Vater, behalt' ihm die Sünde nicht
Und gehe nicht mit ihm ins ew'ge Gericht.
Mein Heiland, dich ſeiner erbarme!“

Da wurde noch grimmer der grimmige Mann,
Fing lauter und ſchlimmer zu fluchen an:
„Verdammtes Geplärr und Geleier!“
Er ſchlägt mit der Elle ſie aus dem Haus,
Er wirft die Poſtille zum Fenſter hinaus
Und ſchleudert die Bibel ins Feuer. —

Nach einem Stündlein ſo langſam ſchlich
Zum Hauſe die arme Zerſchlagene ſich,
Das Feuer des Heerdes zu nähren.
Da hat ſie die heiligen Trümmer erkannt,
Da ſieht ſie die Bibel zu Aſche gebrannt,
Und kann nicht erſticken die Zähren.

Da ſinkt ſie ans Feuer auf ihre Knie:
„Ein köſtlicher Kleinod beſaß ich nie;
Allmächtiger, höre mein Flehen.
O zeige dem Frevler dein heilig Gericht,
Daß endlich in Buße das Herz ihm bricht,
Und laſſe dein Walten ihn ſehen!“

„„Du wirſt es ſehen ſehen,““ der Meiſter ſprach,
Mit ſtürmender Wuth in die Küche brach,
Und griff nach dem glühenden Eiſen.
Sie ſtürzt auf die Gaſſe mit bebender Haſt,
Der fluchende Meiſter hat auch nicht Raſt:
„Ich will dir das Beten ſchon weiſen!“

Straß' auf und nieder im fliegenden Lauf;
Den grauenlichen Gottfried hält Niemand auf,
Sie fliehen des Schrecklichen Wüthen.
Da ſinkt an des Kirchleins Schwelle dahin
Das zitternde Weib mit zerrüttetem Sinn:
„O wolle mein Gott mich behüten!“ — —

Laßt Gott nun vom Himmel kein Zeichen ſehn,
So iſt es um Leib und um Leben geſchehn,
Fluchgottfried kann dich erreichen! —
Das glühende Eiſen die Luft durchſauſt,
Zum Haupte des Weibes herniederbrauſt —
Da gab der Allmächt'ge ſein Zeichen.

Da wendet ſich plötzlich des Eiſens Lauf,
Da ſteigt es zum Fenſter des Kirchleins hinauf
Und ſchwebet in ſonnigem Schimmer.
Da ſenkt es ſich halb in die Mauer hinein,
Da ſchmiegt es ſich in den grünlichen Stein,
Und haftet und ſtrahlet noch immer.

Da ſchnitt ihm ein Schwert in die Seele tief.
„Barmherziger Richter!“ der Frevler rief,
Die ringenden Hände gehoben.
Da war ihm das Beten nicht mehr ein Spott,
Er fürchtet den heil'gen dreieinigen Gott
Und den mächtigen Finger von Oben.

Das Crucifix.

Der edle Ritter Rimpyn
Vom deutschen Ordensheer
War kühngemuth und tapfer,
Und frömmer noch vielmehr.
Nie blieb in seinem Leben
Vom Ritter ungewährt,
Was man um Jesu willen
Gebeten und begehrt.

Drum war er von der Armen
Und Kranken Heer umkreist,
Die er um Jesu willen
Barmherzig pflegt und speist.
Am Weg zum späten Abend
Spricht ihn ein Krüppel an:
„O helft um Jesu willen
Dem jammervollen Mann!“

Der Ritter neigt sich nieder
Und schaut ein Angesicht
Voll Aussatz, Schwär' und Schwielen,
Doch säumt und fragt er nicht.

Er trägt um Jeſu willen
Daheim die theure Laſt
Und giebt in ſeid'nem Bettlein
Dem Gaſt die ſüße Raſt.

Er ſelbſt auf hartem Boden
Pflegt neben ihm der Ruh
Und ſpricht um Jeſu willen
Dem Kranken Tröſtung zu:
„Hier will ich deines Rufes
Allzeit gewärtig ſein.“
Drauf ſchlummern beide betend
In Jeſu Namen ein.

Sie ſchlummern kaum ein Stündlein;
Schon weckt der kranke Gaſt.
Er fand im ſeidnen Bettlein
Nur kurze Ruh' und Raſt.
„Reicht mir um Jeſu willen
O Ritter, fromm und mild,
Ein Trünklein kühlen Waſſers,
Daß ihr mein Dürſten ſtillt!“

Der Ritter reicht ihm willig
Den Trank und ſchlummert ein,
Doch wieder um ein Kleines
Weckt ihn des Kranken Schrei'n.

Er beut ihm froh gewärtig
Den kühlen Labetrank,
Ihm dient um Jesu willen
Der Ritter sonder Wank.

Und wieder, immer wieder
Der Schlafgenoß erwacht
Und weckt den müden Ritter
Bis in die späte Nacht.
Der bietet stets gewärtig
Den kühlen Labetrank,
Bis er am frühen Morgen
In tiefen Schlaf versank.

Spät wacht er auf, betroffen:
„Rief nicht der kranke Mann? —
Längst hab' ich träger Schläfer
Ihm keinen Dienst gethan.“
Er rafft sich auf vom Boden,
Um vor dem Bett zu stehn. —
O Wunder über Wunder! —
Was soll der Ritter sehn? —

Der kranke Gast verschwunden,
Das Bett von Glanz umhüllt,
Und an des Gastes Stätte
Des Heilands Kreuzesbild,

In wunderbarem Schimmer
So leuchtend und ſo mild. —
Nun weiß der edle Ritter,
Wem er den Durſt geſtillt.

Er ſagt dem Himmelsgaſte
Für ſeine Gnade Dank,
Steht vor dem heil'gen Bilde
Sein ganzes Leben lang.
Nie weicht von ſeiner Seite,
Nie bleicht des Bildes Schein,
Er ſchläft in ſeinem Lichte
Zum ew'gen Leben ein.

Der böſe Schwur.

„Biſt mir, Feinsliebchen, ſüß und hold?
Biſt mir, Feinsliebchen, treu, wie Gold,
Daß nimmer dichs gereue?
Hab' nichts, als meine Liebe warm,
Bin nur ein Knecht, gering und arm,
Hab' nichts, als meine Treue.“

„„Und käm' der Müller, ſchön und reich,
Dir, Trauter, iſt doch keiner gleich.
Mein Wort der Tod nur löſe.
Und folg' ich einem Andern nach,
So ſei die Hochzeit Weh und Schmach,
So hole mich der Böſe!““

„O Kind, vergiß dich nicht ſo ſehr,
O Kind, vermiß dich nicht ſo ſchwer,
Dich ſchütze Gottes Rechte.
Der Frauen Treu' iſt Well' und Wind,
Es halten dich beim Wort geſchwind
Die böſen finſtern Mächte.“

Und ſieh', ihr Buhl' hat wahr geſagt,
Des neuen Jahres Morgen tagt,
Sie hat des Schwurs vergeſſen.
Sie hat, berückt von eitlem Tand,
Zum reichen Müller ſich gewandt,
Giebt ihm die Hand vermeſſen.

Sie ſieht den Buhlen ferne ſtehn,
Das muß ihr tief in's Herze gehn,
Hat keine Ruh' und Freude.
„Ach wenn der böſe Schwur nicht wär'! —
Ich finde Frieden nimmermehr.
Mich nagt's mit bitter'm Leide.“

Und in des reichen Müllers Haus
Welch' Klang und Sang und Saus und Braus!
Wie tummeln ſich die Gäſte! —
Da tritt in ihre Jubelreih'n
Ein ſchwarz vermummter Ritter ein,
Wünſcht Einlaß zu dem Feſte.

Man nöthigt ihn zur Tafel reich,
Und eilt, den gold'nen Becher gleich
Mit gold'nem Trank zu füllen.
„Ach wenn der böſe Schwur nicht wär'! —
Ich finde Frieden nimmermehr.“
So ſeufzt die Braut im Stillen.

Und als die Gäſte wohlgeſpeiſt,
Als ſie erregt des Weines Geiſt,
Wie lockten Flöt' und Geigen! —
Der ſchwarze Ritter, unbekannt,
Dem blaſſen Bräutlein reicht die Hand
Zum erſten Ehrenreigen.

Und als ſie auf und ab ſich drehn,
Der Ritter ward nicht mehr geſehn,
Sie zuckt in bittern Wehen.
„Ach wenn der böſe Schwur nicht wär'! —
Ich finde Frieden nimmermehr.“
Es war um ſie geſchehen.

Der Wirth und der Landsknecht.

Einſt in der Mark ein Landsknecht war,
Der kam in Leibs- und Seelen-Fahr.
Hatt' einem Wirth ſein Geld vertraut,
Der aber ſchwört bei Hals und Haut,
Er habe nichts empfahen.

Und ſchier entbrennt ein wilder Strauß,
Der Landsknecht ſtürmt dem Wirth das Haus,
Das war dem Wirth juſt eben lieb;
Wie klagt und ſchreit der ſchlaue Dieb:
Der Hausfried' ſei gebrochen.

Er ſetzt ihn in's Gefängniß gar
Und gebt ihm ſchaf zu Haut und Haar. —
Da lacht der Teufel luſtig auf
Und ſpringt zum Knecht im vollen Lauf:
„Hör' an, ich will dir helfen.

Biſt du nur mein mit Leib und Seel',
So gebt dein Handel nimmer fehl,
Ich ſchaff' dir bald dein gutes Recht,
Beſtohl'ner und betrog'ner Knecht.
Schlag' ein, ſo ſind wir Brüder."

„„Da ſei Gott vor,““ ſo ſprach der Knecht,
„„Daß ich mich in dein Netz verflecht'
Und Seel' und Leib nicht nehme wahr
Und mit dir in die Hölle fahr'.““
So ſprach er und bekreuzt ſich.

„Brav, Landsknecht! Einen freien Mann
Ich weder zwingen will noch kann.
Doch darfſt du thun als guter Chriſt,
Was dir und mir auch dienſtlich iſt,
Und haſt dich nicht gebunden.

Merk', biſt du vor Gericht geſtellt
Und leugnet dir der Wirth das Geld,
So rufe mich zum Zeugen an,
Ich weiß wohl, was der Wirth gethan,
Und brock' ihm ein die Suppe.

Ich ſtehe hinter dir auf Wacht
Und geb' auf jedes Wörtlein Acht.
Drum merke dir mein Zeichen gut:
Sieh' auf den blauen ſpitzen Hut
Mit weißer Hahnenfeder.

Denn einer von euch beiden ſchier
Gehört als gute Beute mir,

Und wenn der Landsknecht soll bestehn,
So darf der Wirth mir nicht entgehn.“
Er sprach's und fuhr von hinnen.

Und wie's der Teufel eben sprach,
Just so begab sich's bald darnach.
Der Wirth, der leugnet steif und fest,
Sich nimmermehr bedeuten läßt,
Und schmäht den armen Landsknecht.

Der merkte sich das Zeichen gut
Und ruft dem Mann im blauen Hut.
Der tritt so frei und frank hervor:
„Ihr Schöppen, öffnet Aug' und Ohr,
Der Wirth kann's nicht verleugnen.

Tief unter Heu und Stroh versteckt,
Von seines Bettes Pfühl bedeckt,
Da hat er wohl verwahrt das Geld,
Das ihm der Landsknecht zugestellt.
Schickt hin, es wird sich finden!“

Das fuhr dem Wirth durch Mark und Hirn,
Die Ader schwoll ihm vor der Stirn.
Er flucht: „Hat das verdammte Geld
Mir je der Landsknecht zugestellt,
So hole mich der Teufel!“

Die Boten gingen flugs zur Stell'
Und kamen mit dem Gelde ſchnell.
Die Schöppen halten ſorglich Schau,
Und Summ' und Münze ſtimmt genau.
Der Wirth kann's nicht verleugnen.

Da tritt zu ihm fein wohlgemuth
Der Mann im blauen ſpitzen Hut:
„Komm' her und halte deinen Pakt.“
Er faßt ihn, daß der Wirbel knackt,
Und führt ihn durch die Lüfte.

Die Geiſter des Zobtenberges.

Kennt ihr den alten Zobten, den Berg im Schleſierland? —
Der iſt in deutſcher Zunge der Schweigeberg genannt.
Bräch' er das tiefe Schweigen und ſchlöſſ' er auf den Mund,
Er thät' euch wunderbare, geheime Mähren kund.

Da iſt ein ſchaurig Plätzchen, wo Molch' und Nattern geh'n,
Wo Grab- und Moderlüfte um moof'ge Felſen weh'n;
Und ringsum ſprießt kein Blümlein, kein Kräutlein würzig friſch;
Kein Vögelein mag niſten im wilden Dorngebüſch.

Vom nahen Dörflein Schönburg zog wohlgemuth dahin
Johannes Beer aus Schweidnitz, ein Mann nach Gottes Sinn;
Der bot der Erde Schätzen und Ruhm und Ehren Schmach
Und hing in ſtillem Forſchen geheimer Weisheit nach.

Der ging am Schweigeberge ſo ſchweigend ab und auf,
Der ſtand vor dem Geſtrüppe nachdenklich ſtill im Lauf,
Bis er bedächtlich weiter durch Kluft und Dunkel ſchlich.
Was mag die Stätte bergen geheim und ſchauerlich? —

Da öffnet ſich ein Pförtlein, ſtumm, wie das tiefe Grab.
Johannes, ſich bekreuzend, ſetzt fürbaß ſeinen Stab.
Hin zwiſchen Marmorwänden gewunden ſchleicht der Pfad,
Bis ſich ein Gang hinausſtreckt, geebnet, ſchnurgerad'.

Kein Lüftlein hebt und regt ſich, dumpf hallt der leiſe Tritt,
Womit er irr' und ſchwankend in tiefem Dunkel ſchritt;
Zum Weiterſpäh'n und Wandern ihm ſchier der Muth gebricht,
Als aus der Ferne dämmert ein ſeltſam ſchimmernd Licht.

Und heller, immer heller vom ſchwarzen Marmelſtein
Rings um ihn glimmt und glitzert der wunderbare Schein.
Da dreht der Gang ſich plötzlich. Aus hoher Scheibenthür
Blinkt röthlich golden flimmernd das nahe Licht herfür.

Und zweimal klopft er lauſchend und hemmt des Athems Lauf.
Er klopft zum dritten Male. Da raſſeln die Flügel auf,
Und ſieh! an rundem Tiſche da ſitzen unverwandt
Drei ſtumme Männer traurig in ſchwarzem Nachtgewand.

Vom ſchwarzen Gewande wallet ihr Bart, ſo weiß, wie Schnee,
Es zuckt in ihrem Antlitz ein tief verborg'nes Weh,
Sie ſtarren aus hohlen Augen ſich bleich und finſter an,
Als ob ſie nicht gewahrten den kommenden Wandersmann.

Und vor den ſchwarzen Männern ein Buch verſchloſſen lag,
Gebunden in ſchwarzen Sammet, mit güldenem Beſchlag.
Ein rothes Flämmchen, ſchwebend inmitten der finſtern Kluft,
Gar ſchauerlich erhellet das Dunkel der öden Gruft.

Der Gaſt trat über die Schwelle, ſprach: „Friede ſei mit Euch!“
„Hier iſt kein Friede,“ riefen die Stimmen allzugleich.
Und wieder bot er Frieden. „Hier iſt kein Friede“ klang
Die Antwort dumpfer, leiſer, wie ferner Grabgeſang.

Er tritt heran zum Tiſche, grüßt ſie zum dritten Mal.
Sie ſchaun ihn an und zittern, verſtummend allzumal,
Bis Einer ſchweigend nieder zum großen Buch ſich neigt
Und deutend mit dem Finger des Buches Namen zeigt.

Mit hellen gold'nen Lettern im ſchwarzen Sammetband
„Das Buch des ſtummen Gehorſams“ tief eingeſchrieben ſtand.
Und wem gehorcht ihr? fraget der kühne Wandersmann,
Und ſie verſtummen wieder und ſchaun ihn zitternd an.

Wer ſeid ihr und wie heißt ihr? „Man kennt und nennt uns nicht.“
Was thut ihr an dieſem Orte? „Wir harren auf Gottes Gericht.“

Iſt ſein Gericht noch ferne? „Das that uns Niemand kund.“
Und was habt ihr begangen? „Schau' hin auf jenen Schlund.“

Und frei in Gottes Namen er hin zur Tiefe ging
Und zog hinweg den Vorhang, der vor der Tiefe hing.
Weh! — Ihm entgegenſtarret ein Hügel voll Todtenbein,
Dazwiſchen Gold und Waffen und funkelnder Edelſtein.

„Wir ſind erlöſet, nimmſt du all' dieſe Schätze mit.“ —
„Die Hälfte nimm, ſo ſind wir des ſtrengen Gehorſams quitt.“ —
„Rühr' ſie mit deinem Finger und wir ſind ſelig dann.“ —
„„Fluch mir, wenn ich ſie rühre!““ So ſprach der Gottesmann.

Da riefen die ſchwarzen Männer: „Was ſpricht das ſchwarze Buch?“ —
Sie ſtanden all' und laſen: „Gehoben iſt der Fluch,
Wenn, unberührt vom Böſen, ein treuer Gottesmann,
Der ſchnöden Lockung fluchend, rührt euren Schatz nicht an.“

Da ſind die Männer verſchwunden, ein Sturmwind ſprengt die Kluft,
Führt Gold und Edelſteine zerſtäubend durch die Luft.

Da, wo die Felſen liegen zertrümmert in wildem Graus,
Da fuhr, vom Sturm getrieben, der ſchnöde Mammon aus.

Wo aber iſt geblieben der brave Johannes Beer? —
Dem wölbt ſich fern vom Berge der Himmel blau und hehr,
Es dünkt ihm, wie ein Mährlein, es dünkt ihm wie ein Traum,
Es führt der Mond ihn friedlich in ſeiner Hütte Raum. — —

Nun wichen die letzten Geiſter der alten Wendenzeit,
Sie ſind gelöſt vom Banne, das Kreuz hat ſie befreit.
O bleibet, ihr böſen Geiſter, Sileſia's Bergen fern,
Doch über den Bergen ſchwebe der ewige Geiſt des Herrn!

Die Verſöhnung.

Karl, Königsſohn von Böhmen, und Herzog Boleslav,
Die trugen feſte Schilde, die führten die Schwerter brav,
Doch lieblicher tönt und heller, als Schild- und Schwert-
gesang,
Der edeln Ritterherzen vertraulicher Friedensklang.

Vor Frankenſtein, der Veſte, lag Karl ein volles Jahr
Mit Reiſigen und Knechten in auserwählter Schaar.
Doch ſteht das Schlößlein trotzend mit Mauer und mit
Thurm,
Da ſammelt Karl die Mannen und rüſtet ſich zum Sturm.

„Ei!“ denkt der Herzog drinnen, „du kommſt ihm wohl
zuvor!“
Bricht nächtlich mit den Seinen, wie Blitz und Fluth,
hervor.
Wie wogt die Fluth ſo reißend, wie trifft der Blitz ſo
ſchwer!
Die Edelſten führt er gefangen aus der Böhmen und Mäh-
ren Heer.

Deß wundert ſich im Lager Prinz Karl, der edle Held,
Und beut für die Gefang'nen ein ſtattliches Löſegeld.
Der Herzog ſprach: „Ich gebe nicht die Gefang'nen frei,
Bevor mein Schloß nicht ledig der langen Fehde ſei.“

Und Karl entbietet wieder ihm ritterlichen Gruß
Und ladet ihn in's Lager zu feſtlichem Genuß.
Spricht: „Her und hin verheiß' ich dir ſicherſtes Geleit,
Drum laß uns friedlich handeln und rathen ſonder Streit.“

Und arglos gab der Herzog ihm ſeinen Dank ſofort
Und ſprach: „Zur Stunde komm' ich und traue deinem Wort.“
Zur Stund' iſt er gekommen, das Mahl iſt ſchon bereit.
Ein herzlich „Gott willkommen!“ der edle Karl ihm beut.

Da ſaßen die beiden Ritter, ſo fröhlich und ſo traut,
Friſch auf zu Scherz und Kurzweil der Wein die Herzen thaut,
Wie ſenkt er in tiefes Vergeſſen den alten bittern Strauß
Und ſtimmt noch friedlicher, froher den Herzog Boleslaus!

Da treten die ſchönen Frauen und Töchter allzumal
Der edeln gefang'nen Böhmen und Mähren in den Saal.
Die können ſo bittend blicken, die können ſo zärtlich flehn,
Da mag der biedre Herzog nicht länger widerſtehn.

„Ihr ſelbſt habt mich gefangen, ihr habt mein Herz gerührt,
Drum geb' ich die Gefang'nen euch frei, wie ſich's gebührt.
Doch mögen ſie euch melden, ſie ſaßen an meinem Tiſch,
Sie tranken aus meinem Becher und aßen von meinem Fiſch.

Dir, edler Fürſt, vertrau' ich mein Schlößlein Frankenſtein,
In deinen Schutz befehl' ich das Volk und die Ritter mein,
Denn wiſſe, von dieſer Stund' an erkenn' ich froh und gern
Johann, den König von Böhmen, als meinen Lehensherrn."

Karl fällt ihm in die Arme: „Bewahre dein Schlößlein fein,
Und Glaz ſammt allen Schlöſſern und Städten werde dein.
Wo fänd' ich edlere Mannen, wie du, ſo brav und treu?"
Da zog Prinz Karl von dannen. Da war die Veſte frei.

Die heilige Katharina von Siena.

Katharina von Siena,
Eines Färbers Töchterlein,
Arm und klein, doch reich und selig,
Strahlt sie in des Himmels Schein.

Als sie küßt des Altars Stufen,
Andacht, Lieb' und Demuth ganz,
Zu dem Kinde tritt der Heiland
In dreifacher Krone Glanz.

Als, zur Jungfrau zart erblühend,
Sie dem Heiland sich vertraut,
Kommt er, schmückt mit gold'nem Ringe
Selbst sich die erwählte Braut.

Seit sie trug den Reif am Finger,
Jede Speise blieb ihr fern,
Jeder Erdenkost entsagend,
Lebt sie nur vom Tisch des Herrn.

Und weil sie ihm liebeglühend
Ganz ihr Herz gegeben hat,

Schlug fortan das Herz des Heilands
An des eig'nen Herzens Statt.

„Nun zum ew'gen Bundesſiegel,“
Rief er, „küſſ' ich deinen Mund.“
Und ihr Geiſt zum Himmel ſelig
Ging ihm nach ſeit dieſer Stund'. —

„So wahrhaftig iſt geſchehen,
Was ich hörte, was ich ſah,
Was ſie beichtend mir vertraute,“
Sprach Raymund von Kapua.

Des Heilands Bild.

In heil'ger Andacht Martin glüht,
Vor des Erlöſers Kreuze kniet;
Er hat, zu ſel'ger Freud' entzückt,
Sein Bild ſich tief in's Herz gedrückt. —

Da ſtrahlt voll Herrlichkeit und Glanz
Ringsum die ſchlichte Zelle ganz;
Mit Purpur, Kron' und Diamant
Ein König prächtig vor ihm ſtand.

Der hat ihn gnädig angeblickt,
Der hat ihm huldvoll zugenickt;
Martinus ihn nicht grüßen kann
Und ſchaut ihn ſtumm und fragend an.

„O Martin, kenne deinen Herrn,
Dem du gedienet treu und gern!
In Himmelsherrlichkeit erſcheint
Vor dir dein König und dein Freund.“

Doch Martin noch nicht grüßen kann
Und ſchaut ihn ſtumm und fragend an.

„O Martin, ſchau', und traue mir! —
Dein Heiland Chriſtus ſteht vor dir.“

„„Mein Heiland iſt mir wohlbekannt,
Trägt Purpur nicht und Diamant,
Doch Roſen blühn im Dornenkranz,
Und Lieb' und Demuth iſt ſein Glanz.

Drum biſt du wohl der böſe Feind,
Der in der eiteln Pracht erſcheint;
Drum haſt du mir ſo zugenickt
Und hätteſt gern mein Herz beſtrickt.““

So ſprach Martinus. Lieblich mild
Umſtrahlt ihn des Erlöſers Bild.
Mit Purpur, Kron' und Diamant
Der König auf ſein Wort verſchwand.

Christus als Gast.

Habt ihr wohl die fröhliche Kunde vernommen,
Wie einst der Herr Christus zu Gast ist gekommen
Und hat gesessen beim festlichen Schmaus,
Und hat benedeiet das ganze Haus? —

Das war noch in alten gesegneten Zeiten,
Als Eltern und Kindlein am Beten sich freuten,
Und sprachen: „Herr Jesu, sei unser Gast
Und segne, was du beschweret hast!“

Da ist zu dem Vater, dem betenden Frommen,
Der heilige Christus im Traume gekommen,
Hat zu ihm gesprochen: „Bestelle dein Haus,
Du sollst mich bewirthen mit festlichem Schmaus.“

In himmlischer Herrlichkeit ist er erschienen
Umgeben von Engeln, die preisend ihm dienen,
Umflossen von lieblich erquickendem Licht.
So ist er gekommen im Traumgesicht.

Der Vater des Hauses am anderen Morgen
Erwachet mit Sinnen und Forschen und Sorgen,

Und hat nicht Weile, nicht Ruhe noch Raſt,
Bis Alles bereit iſt dem herrlichen Gaſt.

Zwar möcht' es die wirthliche Frau noch ergründen,
Gewiſſere Zeichen erſpähen und finden,
Giebt lächelnd, wie Sara, dem Zweifel Raum,
Und denkt: „Es iſt Alles doch nur ein Traum!“

Doch endlich erwägt ſie's in ernſterer Stille
Und ſpricht: „Es geſchehe des Heiligen Wille,
Und wenn wir ihn nimmer ergründen, verſtehn,
Wir ſollen ihn laſſen mit Freuden geſchehn.“

Alsbald wird ihr Haus zu des Kommenden Preiſe
Geſäubert, geſchmückt mit dem emſigſten Fleiße,
Sie fleiget geſchäftig mit eilendem Lauf
In Keller und Kammer hinab und hinauf.

Der Vater gebeut, mit den köſtlichſten Gaben
Den ſeltenen Gaſt zu erfreun und zu laben,
„Hoch oben ſoll offen die Tafel ihm ſtehn,
Wir werden ihn,“ ſpricht er, „nach Würden erhöhn.“

So iſt in geſchäftigem Eifer der Frommen
Die feſtliche Stunde des Mahles gekommen;
Man harret und fraget und findet nicht Raſt:
„Wann wird wohl erſcheinen der herrliche Gaſt?“

Der Vater bedeutet ſie: „Laſſet uns hoffen! —
Es bleibe der Platz für den Kommenden offen! —
Der Herr iſt wahrhaftig, wir werden es ſehn,
Und was er verheißen, das wird auch geſchehn.“

Nun läßt er ſich Mutter und Kindlein vereinen,
Es treten zu Tiſche die betenden Seinen.
Er ſpricht: „Komm, Jeſu, ſei unſer Gaſt
Und ſegne, was du beſcheeret haſt.“

Und horch! — Kaum hat er das Amen geſprochen,
So hört man ein lautes, vernehmliches Pochen! —
Er iſt es, er iſt es der heilige Hort,
Er hat es verheißen und hält nun Wort!

Die Thür ſteht offen. Wie iſt er erſchienen? —
Umgeben von Engeln, die preiſend ihm dienen,
Umfloſſen von lieblich erquickendem Licht,
So, wie er gekommen im Traumgeſicht? —

Mit nichten. — So iſt jetzt der Herr nicht gekommen
Zum Hauſe der hoffenden, harrenden Frommen;
Er kommt als ein müder und darbender Gaſt
Und ſucht bei den Seinen Erquickung und Raſt.

Nicht glänzend in Gold und in Purpur und Seide,
Kaum dürftig bedeckt von dem härenen Kleide,

Gebeugt und bekümmert, verirrt und allein
Tritt zagend und flehend ein — Fremdling ein.

Der Vater empfängt ihn mit frohem Entzücken,
Begrüßt ihn mit herzlichem Händedrücken:
„Hoch oben soll offen die Tafel dir stehn,
Wir werden dich," spricht er, „nach Würden erhöhn.

Denn nun erfahr' ich's in That und in Wahrheit,
Was Christus gesprochen, enthüllt sich in Klarheit:
„„„Ihr habt mich gekleidet, getränkt und genährt
Und gastliche Wohnung dem Fremdling gewährt.

Denn was ihr der Brüder Geringstem erwiesen,
Mir ist es geschehen."" O Herr, sei gepriesen,
Zieh' immer gesegnet und segnend ein!
Mein Haus und mein Herz soll dir offen sein."

C.

Aus der Reformationszeit.

Tag bricht an. Wohlauf zum Strauß,
Gottes Wort und Schwert heraus!

Der Traum Friedrich's des Weiſen.

Nun ſind's weit über drei hundert Jahr,
Als Friedrich der Weiſe zu Schweinitz war,
Um Mitternacht in Schlummer lag
Am zweiten vor Aller-Heiligen-Tag. —
Da kommt ein kühner Mönch zur Stelle
Und ſpricht: „An deine Schloßkapelle
In Wittenberg ſchlag' ich ein Wort,
Das mir geboten mein Herr und Hort.“
Und Friedrich ſpricht: „In Gottes Namen.
Wenn's Gott geboten, ſo ſag' ich Amen.“
Da ſchreibt der Mönch und hat ſein Weſen,
Daß man es kann in Schweinitz leſen,
Und mag nicht raſten, ſchreibt und ſchreibt,
Die Feder nicht bei der Kapelle bleibt;
Sie wächſt und wächſt in Deutſchlands Gauen
Und ſtreckt ſich nach Italiens Auen,
Kommt nach dem Vatican in Rom
Und rüttelt an Sankt Peters Dom,
Und auf des mächtigen Löwen Throne
Wankt und zittert die dreifache Krone.

Und Friedrich will hemmen der Feder Lauf —
Da wacht er von seinem Schlummer auf
Und legt sich nieder
Und träumet wieder.

Da hört er des mächtigen Löwen Brüllen
Die Städt' und die Länder der Christen erfüllen.
Der Mönch ist gekommen und will ihn durchbohren
Und sticht mit der Feder ihm in die Ohren. —
Da sammeln im weiten römischen Reich
Die Ständ' und die Fürsten sich allzugleich,
Und alle wollen dem Kriege wehren,
Des kühnen Mönchs Beginnen stören. —
Da fängt die Feder an zu knarren
Und fest und eisenhart zu starren,
Und läßt sich nicht biegen und nicht brechen,
Muß immerfort nach dem Löwen stechen.

Und Friedrich will hemmen der Feder Lauf —
Da wacht er von seinem Schlummer auf,
Und legt sich nieder
Und träumet wieder.

Und läßt das Mönchlein zu sich kommen.
„Woher hast du die Feder genommen?“
„„Von einer hundertjährigen Gans,
Die strahlt in Flammengluth und Glanz;

Drum iſt die Feder ſo hart geſtählet
Und mit dem Feuergeiſt vermählet.“ “ —

Und wieder erhebt ſich ein großes Geſchrei,
Und lauter brüllet der grimmige Leu;
Denn aus der großen Feder in Sachſen
Sind hundert andere Federn gewachſen,
Und alle — ziehn nach des Löwen Throne
Und alle rütteln an ſeiner Krone.

Und Friedrich will hemmen der Federn Lauf —
Da wacht er am Morgen vom Schlummer auf.
Und wie er's ſo eben im Traume geſehen,
So iſt es von Stund' an erfüllt und geſchehen.
Und Friedrich ſieht es und hält nicht auf
Der Feder und aller Federn Lauf.

Friedrich Mekum von Lichtenfels.

Kennt ihr den Mann von Lichtenfels?
Er war der Kirche Licht und Fels,
Und Friedrich iſt er mit Fug genannt,
Weil er in Chriſto Frieden fand,
Und „Mekum, mit mir ſollſt du gehen,“
Rief ihm der Herr aus Himmelshöhen.

Als mit dem läſterlichen Kram
Nach Annaberg Hans Tetzel kam,
Da ward des Jünglings Geiſt erweckt
Und hat den kühnen Mönch erſchreckt;
Er will umſonſt für ſeine Sünden
Um Gottes willen Vergebung finden.

Ihm wird es klar, der Seele Heil
Sei nicht für Gold und Silber feil;
Er will den ſchmalen Weg erſpäh'n
Und durch die enge Pforte gehn,
Und birgt in dunkeln Kloſtermauern
Der Buße Kampf, der Sehnſucht Trauern.

Wie Luther in der Zelle Zwang
Umſonſt nach Fried' und Freiheit rang,

Und kühlte nicht des Herzens Gluth
Und stillte nicht der Zweifel Fluth:
So sucht auch Friedrich hier vergebens
Den Licht- und Labequell des Lebens.

Er sucht ihn manches bange Jahr,
Eh' ihm der Herr ward offenbar;
Doch hat er gnädig ihn geführt,
Mit sanftem Stab sein Herz berührt,
Um ihn in sieben Trauerjahren
Durch's Feuer läuternd zu bewahren.

Am ersten Abend, als er kam
Und in der Zelle Wohnung nahm,
Auf Stroh und Linnen hingestreckt,
Hat ihn der Geist des Herrn geweckt
Und ihm gezeigt im Traumgesichte
Den hellen Schein vom künft'gen Lichte. — —

In weite Wüsten geht sein Lauf,
Und starre Felsen steigen auf,
Es grünt kein Halm, kein Strauch, kein Baum,
So weit er schaut im öden Raum,
Kein Freund, kein Führer will sich zeigen,
Dem Suchenden die Hand zu reichen.

Er irrt auf klippenvoller Bahn,
Er klimmt hinab und klimmt hinan

Ringsum kein Garten, See und Hain,
Kein Hüttendach, kein Feldesrain.
Er ſteigt umſonſt auf höchſte Höhen,
Ein lebend Weſen zu erſpähen.

Wie manchen Tag, wie manche Nacht
Hat er in Kummer ſchon durchwacht! —
Nun ſchleicht er ohne Ziel und Wahl
Voll Durſtesgluth und Hungerqual
In eines Felſens nahe Höhle,
Und Gott befiehlt er ſeine Seele. —

Und wie er betend ſeufzt und ringt
Und himmelan ſein Flehen dringt,
Da plötzlich — hört er Menſchenſchritt,
Der näher, immer näher tritt,
Und Freud' und Schreck hat ihn betroffen,
Und alle Sinne ſtehn ihm offen.

Da naht zu ihm ein Gottesmann
Mit heit'rer freier Stirn heran,
Gewand und Antlitz und Geſtalt
Verkünden ſeinen Namen bald.
Sankt Paulus iſt's, wie er im Bilde
Ihn oft geſchaut, voll Kraft und Milde.

Er ſprach: „Mein Sohn, was ſuchſt du hie?"
Und Friedrich ſprach: „Ich weiß nicht, wie

Ich her in dieſe Wüſte kam,
Wo mich verzehren Durſt und Gram.
Drum barg ich mich in dieſe Höhle
Und Gott befahl ich meine Seele.“

Er ſprach's. Die letzte Kraft ihm ſchwand.
Da tritt heran mit ſtarker Hand
Der Gottesmann und ſpricht: „Wohlauf,
Erhebe dich zu neuem Lauf,
Sei nur getreſt, mit mir zu gehen,
Bald ſollſt du Zeichen Gottes ſehen.

Wie labt ihn dieſes Seelenlicht!
Ob ihm das Knie auch zitternd bricht,
Von feſter, ſtarker Hand geführt,
Sein Fuß den Boden kaum berührt;
Oft fühlt er ſich im bängſten Zagen
Mit Kraft gehoben und getragen.

Und weiter zieht ſich hin der Pfad,
Den keines Menſchen Fuß betrat;
Noch iſt es öd' und ſtarr und leer,
Kein Fluß und Bächlein rings umher;
Doch bald erſchließt, — o welch Entzücken! —
Ein lieblich Thal ſich ſeinen Blicken.

Auf grüner Wieſe wunderbar
Entſprießen Blümlein hell und klar,

Und ſternengleich erglänzt die Au'
In Farbengluth und Perlenthau;
Schon will er ruhend niederſinken,
Doch folgt er bald des Führers Winken.

Und wandert weiter, ſpäht und lauſcht,
Und hört, wie nah ein Bächlein rauſcht,
Und ſchaut kryſtallenklar und rein
Des Waſſers ſpiegelhellen Schein;
Durch Blumen ziehn die Wellen ſäuſelnd;
Sich über gold'ne Kieſel kräuſelnd.

Hier will er eilends niederknien,
Sich laben nach des Tages Müh'n.
Da ſpricht der Führer: „Hier nicht quillt
Das Waſſer, das dein Dürſten ſtillt,“
Und ruft und zieht ihn von der Stelle:
„Komm, trink' aus der lebend'gen Quelle.“

Und ſieh', welch' neue Wunderſchau
Stellt nun ſich dar auf Gottes Au'! —
Ein Marmorbecken, hoch und weit,
Der Quelle Macht und Fülle beut,
Und aus des Marmors Oeffnung fließet
Der Bach, der ſich durch's Thal ergießet.

Und ſieh' — als er die Kniee neigt,
Sich ihm ein gröſ'res Wunder zeigt.

Er ſchaut im Quelle Chriſti Bild;
Der Wunden Fluth in Strömen quillt,
Die glühend, wie Rubine, wallen,
Dann leuchtend fließen, gleich Kryſtallen.

Er betet, zittert, ſtaunt und ſteht
Im Glanz der Gottesmajeſtät;
Kein einzig Tröpflein hat er Muth
Zu ſchöpfen aus der heil'gen Fluth,
Und ſpricht: „Herr, laß mich von dir gehen,
Denn ich kann nicht vor dir beſtehen.“

Und er verhüllt ſein Angeſicht
Und ſinkt auf's Knie, das bebend bricht;
Doch ſchnell iſt er emporgerafft,
Es faßt ihn des Apoſtels Kraft
Und taucht ihn unter in die Fluthen,
Die aus des Heilands Wunden bluten.

Und auf den Herrn geworfen, ruht
Er ſicher in bewegter Fluth,
Mit ſeinem Mund an Chriſti Bruſt!
Schöpft er des Herzens Lab' und Luſt,
Und muß in vollen Zügen trinken,
Und wird getragen — und kann nicht ſinken.

Jetzt hebt ſein Führer ihn empor,
Und zieht ihn aus dem Strom hervor,

Und ſpricht: „Iſt nun dein Durſt geſtillt,
Hat dich ein neuer Geiſt erfüllt? —
Du haſt geſchöpft des Lebens Welle
Vom Quell und von des Quelles Quelle.“ —

Er preiſt den Herrn, und Kraft und Heil
Und neues Leben iſt ſein Theil.
Er ruhet an der Quelle Rand
Und gürtet rüſtig ſein Gewand,
Und folgt alsbald des Führers Leitung
In ſchneller, freudiger Begleitung.

Und weiter auf der Wieſe Plan
Am Rand des Fluſſes geht die Bahn —
Da dehnt ſich aus, weit, wie die Welt,
Ein reiches weißes Aehrenfeld.
„Hier,“ ſprach der Führer, „bleibe ſtehen,
Um dieſe Waizenſaat zu mähen.“

Er ſprach: „Wohl ſchreckt mich nicht die Müh',
Doch führt' ich Senſ' und Sichel nie;
Noch fiel kein Halm von meiner Hand,
Nie ſchlang ich einer Garbe Band.“
Sankt Paulus ſprach: „Wohl wird gelingen
Bei rechter Weiſung dein Vollbringen.“

Und ſieh' — im Feld ein Schnitter ſtand
Mit ſtarkem Arm und ſich'rer Hand,

Die Aehren fielen wie im Flug
Von ſeiner Sichel ſchnellem Zug,
Als wollt' er ſelbſt allein des weiten,
Endloſen Feldes Saaten ſchneiden.

„Hier," ſprach Sankt Paulus, „ſteht der Mann,
Der Sicheln ſchwingen lehren kann."
Und Friedrich ſchaut, und — wunderbar! —
Dem Paulus gleicht er ganz und gar,
Er ſieht nur Eine Geſtalt in beiden,
Und kann ſie nicht mehr unterſcheiden. —

Ihm geht der Schnitter froh zur Hand,
Weil er des Werks Genoſſen fand.
Er ſteht ihm lehrend, helfend bei,
Und Friedrich folgt als Jünger treu,
Wie ihn die Hand des Meiſters leitet,
Der auf den Herrn der Ernte deutet.

Nun wird ihm bald die Arbeit leicht,
Der Eifer wächſt, die Mühe weicht,
Und was er langſam erſt begann,
Bald ſchnellern Lauf und Flug gewann,
Und weit ſchon iſt er vorgeſchritten,
Und hat geſammelt und geſchnitten.

Und kommt auf einem Hügel an
Und überſchaut den weiten Plan.

„Die Ernt' iſt groß. — Wer ſammelt ein? —
Der Schnitter Häuflein iſt ſo klein!“ —
Da ſieht er zu der Ernte Frommen
Von nah und fern die Schnitter kommen.

Die Senſe klingt, die Aehre fällt,
Ringsum die Ernt' iſt wohl beſtellt,
Und alle Schnitter, Hand in Hand,
Sie ziehn nach jenes Bächleins Rand,
Sobald des Abends Sterne blinken,
Um Kraft und Labung dort zu trinken.

Der Herr der Ernte lohnet früh
Und ſpät der Schnitter Fleiß und Müh';
Auch unſer Friedrich wird gelabt,
Vom Herrn der Ernte reich begabt;
Des regen Erntewerkes Weben
Dünkt ihm wie Himmels-Luft und Leben.

Doch endlich ihm die Kraft entſinkt,
Wie auch die Seele ſiegend ringt;
Des Leibes morſche Hütte bricht,
Doch harrt er aus und weichet nicht;
Man muß zuletzt nach wenig Tagen
Hinweg vom Erntefeld ihn tragen.

Nun ruht er krank, zum Tode matt,
Schwer athmend auf der Lagerſtatt;

Sein Angesicht verfallen, bleich,
Sein Leib dem Todesschatten gleich.
So war des Lebens Blüth' und Prangen
Dahingeschwunden und vergangen.

Doch blüht sein Geist in frischer Gluth.
Nur Eines trübt den frohen Muth:
Noch auf den Fluren steht die Saat,
Die Ernte drängt, der Winter naht;
O könnt' er doch sein Werk erneuern,
Um mitzusammeln in die Scheuern! —

Und — wie bald seine Seele klagt
Und bald ihm neues Hoffen tagt,
Ist auch der treue Freund nicht weit;
Der aus der Wüst' ihn hat befreit;
Er steht ihm nah. An Red' und Blicken
Kann er sich laben und erquicken.

Und wie er lauschet seinem Wort,
Da hat er gegenüber dort,
Wohin sein Auge sich gewandt,
Das Bild des Herrn im Quell erkannt,
Auf den er einst mit Kraft und Eile
Geworfen ward zu seinem Heile.

Doch umgewandelt ist er ganz,
Erloschen seines Kampfes Glanz;

Sein Angeſicht verfallen, bleich,
Sein Leib dem Todesſchatten gleich.
So war des Lebens Blüth' und Prangen
Dahingeſchwunden und vergangen.

Und des Apoſtels Finger rühret
Des kranken Friedrichs Bruſt und führet
Ausſtreckend vor die rechte Hand,
Und ſpricht, dem Heiland zugewandt:
„Er gab ſein Leben dir zu eigen,
Ihm ſollſt du auch im Tode gleichen.“ —

Und Friedrich — durch des Wortes Macht
Iſt aus dem langen Schlaf erwacht. — —
In enger Kloſterzelle Raum
Hat ihn umſchwebt der hohe Traum.
Er ſinnt und forſcht. Die Bilder ſchwinden.
Er kann nicht Licht und Deutung finden. —

Da hat ein Held in Gottes Macht
Die Gottesflamme angefacht,
Dem Paulus gleich an Licht und Rath,
An Gottesmuth und Gottesthat.
Vor Doktor Martin's Schwertesſtreichen
Muß Finſterniß und Hölle weichen.

Der hat ihn an das Licht gebracht
Aus ſeiner Kloſterwüſte Nacht;
Der hat ihn in den Quell getaucht,
Ihm Lebensodem eingehaucht;
Der hat ihn hin auf Chriſti Wunden
Geworfen, wo er Heil gefunden.

Der war's, vor deſſen Sichelzug
Die Aehren fielen, wie im Flug.
An dieſes Meiſters ſtarker Hand
Hielt unſer Friedrich treulich Stand,
Und hat des Bauern Wuth gedämpfet,
Der um des Fleiſches Freiheit kämpfet.

Der Mulda Flur, der Leina Rand,
Die große Stadt am Pleißeſtrand,
Sie zeugen, wie ſein frommer Fleiß
Geſä't, gemäht zu Gottes Preis,
Wie er die Finſterniß gelichtet,
Die Kirche Gottes aufgerichtet. —

So ward in Segen dreißig Jahr
Des hohen Traums Erfüllung wahr.
Ob auch des Leibes Hütte bricht,
Er harret aus und weichet nicht,
Bis in des Lebens letzten Tagen
Sie weg vom Erntefeld ihn tragen.

Sein Antlitz iſt verfallen, bleich,
Sein Leib dem Todesſchatten gleich,
Ein ſchleichend Gift am Leben nagt,
Doch ſeine Seel' iſt unverzagt,
Und wie's ihm einſt der Traum gewieſen,
Hat ſterbend er den Herrn geprieſen.

Klein Aennchen van den Hove.

Ein neues Lied wir heben an
In Dokter Martins Weiſe
Und ſingen, was Gott der Herr gethan
Zu ſeines Wortes Preiſe.
Ein' feſte Burg iſt unſer Gott.
Was trotzt die Wuth der Thoren?
Er hat zu ihrem Schimpf und Spott
Ein' arme Magd erkoren,
Klein Aennchen van den Hove.

Sie brauchten viel Gewalt und Liſt,
Sie ſungen ſüß und ſauer,
Die Magd, vom heil'gen Geiſt gerüſt't,
Stand feſt, wie eine Mauer.
Sie ſoll abſchwören Chriſti Lehr',
Der Pfaffen Lügen glauben.
Sie ſprach: „Das thu' ich nimmermehr,
Den Leib nur könnt ihr rauben,
Doch nicht die Seele tödten.“

Und die Papiſten, grimmentbrannt,
Die haben's ihr geſchworen,

Vor Brüſſel's Thor im Niederland
Soll ſein ihr Leib verloren.
Da gruben ſie ein tiefes Grab,
„Da ſtrecke dich unter die Erden,
Da ſteige mit Leib und Leben hinab,
Das ſoll dein Bettlein werden.
Laß ſehen deinen Glauben!“

Da ſeufzt ſie ſchwer und klagt und zagt:
„O weh der ſchwachen, armen
Verſtoß'nen und verlaß'nen Magd! —
Habt menſchliches Erbarmen!
Vergönnet kürzern, mildern Tod,
Daß ich getroſt mich faſſe
Und nicht in höchſter Pein und Noth
Des Heilands Wort verlaſſe,
Aus ſeiner Gnade falle.“

„Der Spruch ſteht feſt,“ ſo rief die Schaar
Der Mönch' und Jeſuiten,
„Nimm deines Heils und Lebens wahr,
Es bleibt, wie wir gebieten.
Verfluchſt du Luther's Trug und Tück',
Iſt dir die Kirche gnädig.
Drum kehr' in ihren Schooß zurück
Und ſei der Strafe ledig.
Schwör' ab die Teufelslehre!“

„„„So helfe mir mein Hirt und Hort! —
Heil dem, der ihn bekennet;
Denn Luther's Lehr' iſt Gottes Wort,
Die ihr des Teufels nennet.
Trotz ſei des Pabſtes Liſt und Mord,
Trotz ſei des Teufels Rotten,
Die Luther's Lehr' und Gottes Wort
Verfluchen und verſpotten! —
Sein Reich muß uns doch bleiben.“““

So hat die Magd, vom Geiſt erfüllt,
Entgegnet und geſprochen.
Sie ſtärkt des Höchſten Arm und Schild.
Der Stab wird ihr gebrochen.
Sie ſteht im armen Sündergewand,
Ein Schauer durchrinnt die Glieder.
Der Henker ſchnürt ihr Fuß und Hand
Und ſtreckt ins Grab ſie nieder.
Helf' Gott in höchſten Nöthen! —

Schon rollt die Erde. Noch iſt es Zeit.
Man harrt und droht und bittet.
Die Pfaffen rufen, die Menge ſchreit,
Schon ſind ihr die Kniee verſchüttet —
Von Neuem rollet Stoß auf Stoß.
„O Mägdlein, nicht länger weile;
Noch iſt die Bruſt von Erde bloß,

Drum widerruf' und eile!
O ſchone des jungen Lebens!"

Sie ſeufzt, doch widerruft ſie nicht.
Von Neuem donnern die Schollen,
Noch unbedeckt iſt ihr Angeſicht,
Die letzten Minuten verrollen.
„O rette der blühenden Wangen Licht!" —
Noch einmal hat ſie gerungen,
Bis ſtürzend der ſchweren Erde Gewicht
Den letzten Seufzer verſchlungen:
„Gott helfe mir gnädiglich! Amen."

Da ſenkt die Speere der Krieger Schaar,
Die feigen Prieſter erbleichen,
Die Weiber zerraufen im Jammer das Haar
Und ſchlagen des Kreuzes Zeichen.
Noch hebt und regt ſich's im Erdenſchooß;
Der Henker fühlt ein Erbarmen,
Er ſpringt auf die Bruſt mit zermalmendem Stoß
Und endet das Leiden der Armen.
Gott hat ihr zum Siege geholfen.

Was war nun der Pfaffen Ruhm und Theil? —
Sie zogen ab mit Schanden,
Sie fanden hier, wie dort kein Heil,
Verflucht in allen Landen.

Sie nahmen dahin der Hölle Lohn
Mit ewigem Leid' und Neide,
Der Jungfrau in der Marterkron'
Lacht ewige Lieb' und Freude.
Wo iſt nun, Tod, dein Stachel? —

Drum huben das neue Lied wir an
In Doktor Martins Weiſe
Und ſangen, was Gott der Herr gethan
Zu ſeines Wortes Preiſe.
Ein' feſte Burg iſt unſer Gott.
Was trotzt die Wuth der Thoren? —
Er hat zu ihrem Schimpf und Spott
Ein' arme Magd erkoren,
Klein Aennchen van den Hove.

II.

Vermiſchte Gedichte.

Barlaam, ein Parabelkranz.

1.

Der Edelſtein.

Zu Joſaphat, Avennir's Sohne, kam
Fern aus Sennaar's Wüſte Barlaam,
„Ein Kaufmann bin ich, einen Edelſtein
Von wunderbaren Kräften nenn' ich mein.
Die tauben Ohren heilt er aus dem Grund,
Die Stummen öffnen preiſend ihren Mund,
Der Blind' empfängt die Gabe des Geſichts
Und ſchaut den Aufgang eines neuen Lichts.“ —
„„Sag' an, wie heißt der wundervolle Stein?““
„Das Evangelium mit hellem Gnadenſchein.“
„„Um welchen Preis gewinn' ich dieſen Stein?““
„Der Kaufpreis muß der Käufer ſelber ſein.“

2.

Der weiſe König.

Wollt ihr noch manches feine Gleichniß hören,
So neigt das Ohr zu dieſes Meiſters Lehren! —

Er ſpricht: „Es nahm ein König, weiſ' und gut,
Das arme Volk in väterliche Hut.
Im ſchlechten Kleid oft der geringſte Mann
Des hohen Königs höchſte Gunſt gewann;
Er ſprang vom Wagen, ſchloß ihn in den Arm,
Und küßt' ihn dann ſo innig und ſo warm.
Was Wunder, daß dieß gleich der ganzen Höflingsſchaar
Ein Stacheldorn im Auge war? —
Und bald, denn jeder will ſich ſelbſt verſtecken,
Beſchließen ſie's dem Bruder zu entdecken.
Der bringt's auch richtig an den rechten Mann
Und ſpricht: „Dem Königsſinne ſteht's nicht an,
Daß er herab zum niedern Volke ſteige
Und jedermann vertraulich ſich bezeige!“

Der König hört's und denkt in ſeinem Sinn:
„'Ich will den Bruder ſchon zum Beſſern leiten,“
Und nimmt den Tadel ſchweigend hin.

Nun war es Sitt' im Reich ſeit alten Zeiten:
Wer eines argen Frevels ſich erkühnt
Und ob des Frevels blut'gen Tod verdient,
Wird zu des hohen Königsthrones Stufen
Mit ſchallendem Drommetenton gerufen.

Nun ſandt' er zu des Bruders Haus
Am Abend ſeinen Herold aus.

Der Bruder hört den Trauerton,
Da iſt ihm aller Muth entflohn,
Verzweifelnd ſitzt er die ganze Nacht
Und hat ſein Teſtament gemacht.
Des Morgens ſteht er im Trauergewand,
Mit Weib und Kind an ſeiner Hand,
Vor des Palaſtes hohen Stufen.

Der König läßt ihn zu ſich rufen
Und ſpricht: „O Thor, was haſt du denn begangen? —
Du zitterſt und verzweifelſt ſchon
Beim rufenden Drommetenton? —
Sprich, ſollt' ich nicht vielmehr den höchſten König ſcheuen,
Der mit Gerichtspoſaunenton
Mich ruft vor ſeinen ew'gen Thron,
Um jeder Sünde mich zu zeihen?
Er hat zum König mich ernannt,
Er gab das Volk in meine Hand.
Wie dürft' ein König je ſich ſchämen,
Des Niedrigſten ſich anzunehmen? —

Drauf ließ er vor des Thrones Stufen
Die Höflingsſchaar zuſammenrufen,
Und ſprach: „Ich will euch königlich beſchenken,
Und wie? — Das ſollt ihr wöhlen und bedenken.“

Ein Wink! — Da tritt mit ſchnellem Schritte
Ein Diener, der ſchon wartet, in die Mitte,

Und ſtellt alsbald der überraſchten Schaar
Ins Angeſicht zwei Kiſten dar.
Die eine, zierlich fein geſchnitzt,
Mit gold'nem Schloſſe herrlich blitzt,
Die and're, roh und unſcheinbar,
Mit ſchwarzem Pech verſiegelt war.
„Wählt!“ ſprach der König, und der ganze Troß
Zeigt auf die Kiſte mit dem gold'nen Schloß.

Der Diener öffnet, und mit ſcheuem Blick
Weicht bald entſetzt die Höflingsſchaar zurück.
Denn im geheimnißvollen Schrein
Lag halb verweſtes menſchliches Gebein.

„Seht,“ ſprach der König, „dieſer Kiſte gleichen
Die Prahlenden und Schimmernden und Reichen.
Ihr Aeuß'res trügt mit gold'nem Schein,
Ihr Inn'res iſt Moder und Todtenbein.“

Drauf öffnet er mit eigner Hand
Die Kiſte, die verſiegelt ſtand.
Drin ſtrahlet Perl' und gold'ner Sand
Und herrlich funkelnder Diamant,
Und rings durch die bewegte Luft
Strömt Würzgeruch und Balſamduft.

„Seht," ſprach er, „jene Armen, die ich küßte,
Sie gleichen dieſer unſcheinbaren Kiſte,
Ihr aber insgeſammt ſeid Thoren,
Die über hohlem Schein das wahre Sein verloren."

3.

Die Weltluſt.

„Wie trüglich iſt die eit'le Luſt der Welt!"
So ſprach zum Sohn Avennir's Barlaam.
„O Thoren, die ihr ſättigt euren Leib,
Die Sinne labt am lockenden Genuß,
Indeß die Seele hungrig darbend ſtirbt!
Fern ſei vom Wege, der zum Tode führt,
Und hör', o Sohn, zur Warnung dieſes Gleichniß:

Ein Jüngling floh vor eines Löwen Zahn
Und glitt hinunter eine tiefe Kluft.
Er hält im Fallen um ſich greifend feſt
Den Dornenſtrauch, der ſich zur Rettung beut,
Und ſtellt den Fuß auf ſchlüpfrig ſchwanken Boden.
Und niederblickend, ſieht er, wunderbar!
Zwei Mäuslein, ſchwarz und weiß, ohn' Unterlaß
Bemüht, des Strauches Wurzel zu zernagen,

Der morſcher, immer morſcher ſchwankend, droht
Des Jünglings letzte Hoffnung zu vernichten.
Und mit Entſetzen auf der Tiefe Grund
Gewahrt er eines Drachen Ungeſtalt,
Der, furchtbar ſchnaubend, Feuer um ſich haucht,
Ihn zu verſchlingen droht mit off'nem Schlunde.
Vom Schreckensanblick ſchauert er zurück
Und richtet nun ſein Aug' empor, und ſieh!
Ein Honigtröpflein rinnt vom Strauch herab.
Sich labend ſchlürft er nun die ſüße Koſt.
Vergeſſen iſt Gefahr und Schreck und Grauen."

„O Meiſter, lehre mich," ſprach Joſaphat,
„Was dieſes Gleichniß ſei." Der Meiſter ſprach:
„Gieb Acht, mein Sohn, und merk' auf jedes Sprüchlein:

Der Zahn des Löwen iſt der grimme Tod,
Der alle Menſchen zu verſchlingen droht.
Der tiefe Abgrund iſt ein Bild der Welt,
Worein des Todes Flüchtling gleitend fällt;
Der Strauch, an dem du ſah'ſt den Jüngling ſchweben,
Den er ergriff und feſthält, iſt das Leben.
Dieß wird benagt von Tag und Nacht ſo leiſ'.
Das ſind die beiden Mäuslein, ſchwarz und weiß.
Des Lindwurms Rachen iſt der Hölle Mund,
Der zum Verſchlingen öffnet ſeinen Schlund.

Die Honigtröpflein ſind die Erdenfreuden,
Woran ſich arme Menſchenkinder weiden,
Daß ſie bethört, Gefahr und Tod nicht ſchaun
Und ſorglos fallen in der Hölle Graun.“

4.

Die drei Freunde.

„Wem ſtellſt du gleich die Kinder dieſer Welt?“
Sprach Joſaphat zu Barlaam. Er ſprach:

„Sie gleichen einem Manne, der zugleich
Der Freundſchaft Umgang mit drei Freunden pflog.
Den erſten liebt er mehr noch, als ſich ſelbſt,
Den zweiten hält er, wie ſich ſelber, werth,
Den dritten liebt er minder, als ſich ſelbſt,
Und oft geſchieht's, daß er ihn gar nicht achtet.

Nun kommt die Zeit der Fahr und Noth herbei.
Er wird gerufen vor des Königs Thron.
Da eilt er zu dem erſten Freund zunächſt,
Um Fürſprach' ihn erſuchend, und erwähnt,
Wie er ihn mehr noch, als ſich ſelbſt geliebt.

Wie ſpricht der Freund? — „Ich kenne dich nicht mehr,
Ich habe ja viel and're Freunde noch,
Zu denen ich mich halten muß, doch nimm,
Um deine Blöße zu bedecken, noch
Die letzten Hüllen an.“ — Beſtürzt verläßt
Er bald den Freund, zum zweiten Freunde wandernd.

Der ſpricht: „Ich habe, leider, keine Zeit,
Dich zu ver.reten in dem ſchweren Kampf,
Mich drückt noch mancher andern Sorgen Laſt,
Doch bis zur Pforte des Palaſtes will
Ich dich geleiten, dann kehr' ich zurück,
Des eignen Werks in meinem Hauſe wartend.“

Betrübt und zweifelnd, aller Hoffnung leer,
Geht er zum dritten Freund, demüthig bittend,
Und ſpricht: „Mir fehlt der Muth, dich anzuflehn,
Dich liebt' ich nicht, wie ich dich lieben ſollte.
Doch von Gefahr bedroht, von jedem Freund
Verlaſſen, ſprech' ich deine Hülfe an.
Vergieb, o lieber Freund, was ich gefehlt.“

Da ſprach der Freund mit mildem, güt'gem Blick:
„Auch der geringen Freundſchaft eingedenk,
Will ich dich nicht verlaſſen in der Noth
Und bei dem König Schutz und Gnad' erflehn,
Daß du entrinneſt aus des Feindes Hand.“

„Erſchließe mir, o Meiſter, dieſes Gleichniß,“
Sprach Joſophat. Der Meiſter alſo ſprach:
„Der erſte Freund iſt Geld und Gut und Gold,
Ihm iſt der Menſch am allermeiſten hold.
Doch wie er ſterbend ſeufz' und bitt' und ſuch',
Ihm bleibt nichts übrig, als ein Leichentuch.
Der zweite Freund iſt Vater, Kind und Weib,
Die tragen hin zum Grabe ſeinen Leib,
Dann gehn ſie wieder in ihr Haus zurück
Und ſorgen, ſorglos, für ihr eig'nes Glück.
Der dritte Freund iſt Glaube, Lieb' und Hoffen;
Wer ihm vertraut, dem ſteht der Himmel offen,
Zu Schanden wird der böſe Feind,
Und Gott, der Vater, iſt ſein Freund.“

5.

Die wüſte Inſel.

In einem Staat beſtand ein ſeltner Brauch.
Mit jedem Jahre ward ein Fürſt erwählt,
Der fremd und unbekannt im Reiche war,
Der dann regiert, ſo wie's ihm juſt beliebt.
Des Herzens Willkür iſt ſein Herrſcherſtab.
Er ſchwelgt in Reichthum und in Ueberfluß
Und meinet ſtets: „Es wird nie anders ſein.“ —

Dann plötzlich stehen alle Bürger auf
Und jagen nackt ihn durch das ganze Reich
Und setzen ihn auf wüster Insel aus,
Wo er nicht Speis' und Kleidung finden kann,
In Frost und Hunger schrecklich schmachten muß.

Gar viele wurden von der Lust bethört,
So unbeschränkt als Fürsten zu regieren.
Doch Einer nützte weislich seine Zeit,
Als er der Bürger Sinn und Sitt' erspäht;
Er häufte sorglich Schätz' und Güter auf,
Und ließ sie nach der wüsten Insel schaffen.
Bald kam der Tag, wo er verwiesen ward,
Und als die Andern hungrig schmachteten,
Hatt' er die Füll' und Gnüge zum Genuß.

„Sieh',“ sprach der Meister, „das genannte Reich
Stell' ich der Welt und ihren Lüsten gleich,
Und ihre Bürger sind die schlauen Fürsten
Der Finsterniß, sie reizen, daß wir dürsten
Nach Lust und Herrlichkeit der schnöden Welt,
Die bald der bitt're Todesbann vergällt.
Wohl dem, der sorglich sich bedacht mit Schätzen,
Die ewig bleiben, laben und ergötzen.“

6.

Des Vöglein Lehren.

Ein Waidmann jüngſt ein Vöglein fing,
Das arglos in die Schlinge ging.

Der nahm das liebe Vöglein klein
Und wollt' ihm drücken das Köpfchen ein.

Doch Gott im Himmel ein Zeichen thut
Und nimmt das Vöglein in ſeine Hut.

Da hatt' es flugs ſo wunderbar
Ein Menſchenſtimmlein hell und klar,

Und ſchaut den Jäger an und ſpricht:
„O ſchone doch mich kleinen Wicht,

Ich ſag' dir auch drei Sprüchlein fein,
Die werden dir recht nützlich ſein.“

Der Jäger ſtaunt und ſpricht: „Es ſei,
Um dieſen Preis geb' ich dich frei.“

Da hat das Vöglein ſich kurz bedacht
Und ſpricht: „Hab' auf die Sprüchlein Acht.

Das erſte lautet: Gieb dir nie
Mit unerſchwinglichen Dingen Müh';

Das zweite: Traure zu keiner Frist
Um das, was nicht zu ändern iſt;

Das dritte: Sei ein weiſer Mann
Und glaube nicht, was man nicht glauben kann.

Bewahre die drei Sprüchlein gut
Und bleibe ſtets auf deiner Hut.“

Da gab der Jäger freien Lauf,
Das Vöglein flog ſo freudig auf.

Doch als es ſich in die Lüfte ſchwang,
Wie anders nun die Rede klang!

Das Vöglein ſprach: „Du warſt ein Thor,
Der einen großen Schatz verlor.

Glaub' nur, daß in mir verborgen ſei
Eine Perle, groß, wie ein Straußenei.“

Das Vöglein ſprach's; der arme Wicht
Macht ein gar trauriges Geſicht,

Greift in die Luft und ſpricht mit Haſt:
„Ich komm herab, du lieber Gaſt.

Ich will dich pflegen im Hauſe mein,
Wie ſoll's dir ſo behaglich ſein!“

Das Vöglein ſprach: „Nun tritt's hervor,
Du biſt der allergröſste Thor,

Denn meine Sprüchlein, wohl bedacht,
Sie haben dich nicht klug gemacht.

Sieh an, wie ſehr betrübt du biſt
Um das, was nicht zu ändern iſt.

Sieh an, was giebſt du dir für Müh';
Das Vöglein in Lüften erſchwingſt du nie.

Und denke, wie kann in mir ſo klein
Die groſse Perle verborgen ſein? —

Drum merk' an dir, wie Thoren ſind,
Sie ſchlagen die Weisheit in den Wind."

Gesangfest-Lied.

Laßt uns in tausend Weisen
Den großen Vater preisen,
Er gab der Stimme Red' und Klang;
Ihm tönen alle Herzen
In Leid und Lust und Schmerzen,
Und Erd' und Himmel ist Gesang.

Des Waldes heitre Gäste
Versammeln sich zum Feste,
Und heben Feierlieder an,
Und tausend Stimmen singen,
Und Berg' und Thäler klingen.
Froh singe mit, wer singen kann!

In Pflicht und engen Schranken
Stehn Sinnen und Gedanken,
Frei ist der heil'gen Töne Reich;
Die gold'ne Sonne steiget,
Der Druck der Wolken weichet,
Und — Hirt und König sind sich gleich.

Wer, frommen, heitern Muthes,
Sich freut des heil'gen Gutes,

Das ihm der Himmel ſegnend bringt,
Wer liebt Geſang und Rebe,
Der preiſe Gott und lebe,
Von ſeines Mundes Hauch verjüngt!

Uns an der Töne Meiſtern
Für's Höchſte zu begeiſtern,
Erwach' und ſteige Sinn und Muth;
Und Licht und Trieb und Leben
Zu heil'ger Mühe Streben
Quell' aus der gold'nen Lieder Gluth.

Frei zu der ew'gen Schöne
Trag' uns die Macht der Töne
In Gottes Sternenreich empor,
Und zu der Engel Sange
Und aller Himmel Klange
Ström' unſer Preis- und Jubelchor!

Die Glockenweihe.

1.

Glockeninſchriften.

Die Guten wecke,
Die Böſen ſchrecke.

Erbau' und eine
Des Herrn Gemeine.

Sprich Gottes Ruh'
Den Todten zu.

2.

Weihelied.

Geht ein, geht ein in Gottes Haus
Und preiſt den Herrn der Ehren!
Er führt euch gnädig ein und aus
Und will ſein Volk erhören.
Und tauſend Stimmen, nah und fern,

Verkünden euch den Ruhm des Herrn.
Preiſt ihn, den Herrn der Ehren!

Die Himmel reden Gottes Wort,
Es ſagt's die Nacht zum Tage,
Es tönt ſein Name fort und fort
In aller Zungen Sprache.
Und wenn der Glocken Ruf erſchallt,
Die Chriſtenſchaar zum Tempel wallt
Und preiſt den Herrn der Ehren.

Er hat ſein Haus ſich aufgebaut,
Die Glocken hoch erhoben,
Daß ihre Stimme zeuge laut
Vom Heil, das kommt von Oben.
Zum Himmel führt der Erdenlauf,
Drum hebt das Herz zu ihm hinauf
Und preiſt den Herrn der Ehren!

Der Glocke Ruf iſt Ruf vom Herrn,
Er will ſein Volk verſammeln,
Der treue Vater höret gern
Der Kindesliebe Stammeln.
Drum tön' auf vollen Glockenklang
Der frohe heilige Geſang:
Preiſt ihn, den Herrn der Ehren!

Er ruft die Braut zum Weihaltar,
Spricht ja zum Bund der Seelen,
Und segnet seiner Diener Schaar,
Die ihn zum Herrn erwählen;
Er führet sein Kind in's Himmelreich,
Er machet Hoch und Niedrig gleich;
Preist ihn, den Herrn der Ehren!

Und ehrt auch dann noch sein Gebet,
Wenn Fluth und Feuer toben,
Erfleht beim Schreckensruf der Noth
Euch Hülf' und Trost von Oben,
Und fürchtet ihn, dem Flamm' und Wind
Und Meer und Sturm gehorsam sind!
Preist ihn, den Herrn der Ehren!

Und wenn der letzte Ruf erklingt,
Zum letzten Weg zu leiten,
Wenn ihr die Trauerlieder singt,
Die Todten zu begleiten:
Dann sinkt in Staub und betet an,
Zum Vater führt die dunkle Bahn.
Preist ihn, den Herrn der Ehren!

3.

Schlußgeſang beim Anſchlagen der Glocken.

Hört ihr die Stimme, die euch weckt,
Die Gottes Ruf bedeutet,
Die Guten mahnt, die Böſen ſchreckt,
Zum Haus des Herrn geleitet,
Mit Gottes Frieden euch berührt
Und zu der Schlummerſtätte führt? —
Preiſt ihn, den Herrn der Ehren!

Das todte Kindlein.

„O Kindelein lieb, ach, schon bleich und todt?
Verglühet die Blume der Wangen?
Erstorben, erstorben der Lippen Roth?
O Kindelein lieb, ach, schon bleich und todt?
Zu ewigem Schlafe gegangen? —

Komm, Kindelein lieb, bist so bleich und kalt —
Komm, Kindelein lieb, zu erwarmen! —
O wehe, schon faßt dich des Todes Gewalt! —
Lieb Kindlein!“ — da hielt es schon todt und kalt
Die Mutter in zitternden Armen.

„Lieb Kindlein, da ruhst du nun bleich und todt,
Die Hände zum Beten gefaltet,
In bleichen Händen zwei Röslein roth —
Zum Morgen geboren, zum Abend todt —
Das liebliche Leben erkaltet. —

Ach, Kindlein, nun ewig so bleich und todt?
Nun ewig zu Schlafe gegangen? —
Nach des ersten Morgens verglühendem Roth

Zerknickte die keimende Seele der Tod,
Sie ſtarb mit der Blume der Wangen. —

Nein — nein! — Nicht ewig ſo bleich und todt,
Nicht ewig zu Schlafe gegangen! —
Die Seele, die keimende, tödtet kein Tod,
Schlaf' ſüß, bis im ewigen Morgenroth
Dir glühen die kindlichen Wangen."

Am Grabe eines Freundes, der in den Fluthen der Saale ertrank.

Freund, bist du geschieden,
Decket tiefer Frieden
Dich im stillen, stummen Grab? —
Ach, kein Klang der Klagelieder
Weckt ihn aus der Tiefe wieder,
Dringet in die Nacht hinab!

Frisch, im Morgen blühend,
Freud' und Leben glühend,
Wallt er in des Mannes Kraft,
Als ihn, von den finstern Wogen
Nach dem tiefen Grund gezogen,
Die Gewalt des Todes rafft.

Und des Lebens Funken,
Tief in Nacht versunken,
Wecket Thrän' und Klage nicht,
Nicht der Liebe sorglich Streben
Rettet das gesunk'ne Leben
Zu des geld'nen Tages Licht.

In des Grabes Frieden
Ruht er nun, geſchieden,
Thränend ſenken wir den Blick,
Schaun hinab zur tiefen Stille;
Wunderbar iſt, Herr, dein Wille,
Unerforſchlich dein Geſchick!

Tief hinab zum Staube
Sinkt vor dir der Glaube,
Nacht hüllt unſ'res Auges Licht —
Hör' uns, die wir flehn und weinen,
Laß in's Herz dein Licht uns ſcheinen,
Das die Nacht des Todes bricht.

Am Grabe eines treuen früh vollendeten Lehrers.

Schnellem Tod zum Raube,
Deckt den Leib vom Staube
Sanft des Grabes Hügel zu.
Mit dem Druck der Erde ringend,
Rastlos, rastlos aufwärts dringend,
Ging der Geist zur ew'gen Ruh'.

Hast du überwunden
Und den Port gefunden,
Wo sich schließt der Frommen Lauf? —
Gottes treuer Knecht zu werden,
War dein ein'ges Ziel auf Erden,
Und — der Himmel nahm dich auf.

Kind und Gattin weinen
Mit der Schaar der Deinen,
Die der Herr dir anvertraut;
Heil dir, wenn sie um dich stehen,
Wann die Welten untergehen
Und der ew'ge Morgen grau't.

Ihrer Erdenfehle
Ledig, wallt die Seele,
Das erſehnte Licht zu ſchaun;
Denn der fromme Chriſtusglaube
War ihr Hort und Stab im Staube,
Sonder Wank dem Herrn zu traun.

In die Lüfte walle
Und in Staub zerfalle,
Was der Erde Flecken trug! —
Uns, den Bleibenden hienieden,
Sei dein treuer Sinn beſchieden
Und die Lippe ſonder Trug!

Zur Todtenfeier.

Ach, wo ſeid ihr hingegangen,
Seelen, und wo ſind' ich euch?
Wo des Friedens Palmen prangen,
Sind die Seelen hingegangen,
Zu des Lammes Stuhl und Reich.

Ihre Kleider ſtrahlen helle,
Leuchtend in des Lammes Blut.
Fern von ſeines Thrones Schwelle,
Nah' an ſeines Lebens Quelle,
Stehn auch wir in ſeiner Hut.

Eine Leiter, eine Leiter
Aus der Sünde Nacht und Tod
Trägt uns, gläubig, frei und heiter,
Immer weiter, immer weiter
Auf zum ew'gen Morgenroth.

Und ich hab' euch, meine Lieben,
Halt' euch in des Glaubens Arm,
Bei euch iſt mein Herz geblieben,
In dem Himmel lebt mein Lieben,
Stirbt der Erde Luſt und Harm.

Einen Stamm die Zweig' umſchlingen,
Ranken auf zum Himmelsthor.
Erdenſöhn' und Engel ſingen,
Und die Hallelujah klingen
Im vereinten Hauch empor.

Am Confirmationstage.

Herr, du rufeſt, daß ich höre,
Kommſt, daß ich mich zu dir kehre,
Giebſt, daß ich mich lab' und nähre,
Mir dein theures Lebensbrod.

Oeffne deines Himmels Pforte,
Zeuch mit deinem Geiſt und Worte
Mich zu dir, dem Seelenhorte,
Komm in meines Herzens Haus.

Zähle mich zur Schaar der Deinen,
Die ſich gläubig dir vereinen,
Und vereint mit dir, dem Reinen,
Deines Vaters Antlitz ſchaun;

Daß ich mich in dir erneue,
Folge dir mit Kindestreue,
Mich des Lichts und Lebens freue,
Das aus deiner Fülle ſtrömt.

Mir auch iſt dein Blut gefloſſen,
Segne deines Mahls Genoſſen,

Heute ſei der Bund geſchloſſen:
Leb' in mir und ich in dir.

Fortan ſoll nicht Luſt noch Leiden
Mich von deiner Liebe ſcheiden,
Laß mich ruhn in deinen Freuden
Und dir treu ſein bis zum Tod.

Die himmliſche Wallfahrt.

Warum denn ſorgen und verzagen?
Warum ſich müh'n mit eitler Laſt?
Warum ſich krank und müde tragen? —
Noch iſt's nicht Zeit zur Ruh' und Raſt.

Warum ſo drängen, eifern, eilen,
Wie wenn Gefahr die Säumniß droht,
Und doch bei tauſend Dingen weilen
Und nicht bedenken: Eins iſt Noth?

Warum ſich auf dem Wege trennen,
Warum ſich ſtreiten und entzwein,
In Neid und Zorn und Haß entbrennen? —
Kommt, Pilger, laßt uns Brüder ſein!

Wir wandern Einem Ziel entgegen,
Ein Himmel iſt uns aufgethan,
Wir gehn auf tauſend Lebenswegen
Nur Einen Weg nach — Kanaan.

Der Eine Weg, der Eine Führer,
Der Wahrheit Licht, des Lebens Hort,

Der Seelen friedlicher Regierer
Iſt Chriſtus und ſein theures Wort.

Auf dieſem Wege laßt uns wandern,
Mit dieſem Führer laßt uns gehn,
Ein Bruder Hand in Hand dem andern
In Noth und Tod zur Seite ſtehn!

Dann iſt die Thür zum Leben offen,
Zu Einem Ziele führt der Lauf,
Erfüllt wird aller Seelen Hoffen,
Und alle — nimmt Ein Himmel auf.

III.

Beilagen.

Andeutungen zur Geſchichte und Charakteriſtik der chriſtlichen Legende.

Der Urſprung der Legende oder der kirchlich katholiſchen Volks- und Heiligenſage reicht bis in die früheſten Zeiten der chriſtlichen Kirche hinauf.

Zwar wurden die apokryphiſchen Evangelien, welche nach dem Ende des erſten Jahrhunderts entſtanden, wie z. B. das Protevangelium Jacobi und das Evangelium Thomae Israelitae, die uns beide noch vollſtändig erhalten ſind, wegen ihrer jüdiſch fleiſchlichen und phantaſtiſch gnoſtiſchen Elemente entſchieden und einſtimmig von dem geſunden Geiſte der alten Kirche zurückgewieſen, und fanden nie Eingang beim chriſtlichen Volke; dagegen hatte die Sage in den mündlichen Ueberlieferungen von den Thaten und Schickſalen der Apoſtel einen deſto freieren Spielraum und trieb, wie ein kräftiger Weinſtock, immer neue Sproſſen, Blüthen und Früchte hervor.

Als die herrlichſten Geſtalten der apoſtoliſchen Volksſage treten uns Johannes und Petrus entgegen.

Johannes,*) von dem ein Gerücht ſprach, daß

*) Historia Lombardica IX.

er nie sterben werde, wie er selbst am Schlusse seines Evangeliums erzählt, erscheint in der Legende frei von aller Befleckung des Fleisches als ein Bild heiliger Unschuld und feuriger Gottesliebe, womit er die Welt besiegt. Unbefleckt und unversehrt steigt er aus siedender Oelfluth hervor, durch seine Berührung werden die Blätter der Bäume in Gold und die Kiesel des Meeres in Diamanten verwandelt; auf sein Gebet stürzt der Dianentempel zu Ephesus in Trümmer; ein wilder verwegener Räuberhauptmann wird durch die Macht der verleugnenden Liebe zu des Apostels Füßen gelegt, und „Kindlein, liebet euch unter einander" ist das letzte Segenswort des scheidenden Vaters von seiner Gemeinde. Endlich, nachdem ein Jahrhundert an ihm vorübergegangen, schwingt er sich, wie ein junger Adler, zum Himmel, oder legt sich, nach einer anderen Sage, lebensmüde unter Blumen in ein Grab, oder nach einer dritten Legende läßt er sich in dem Gotteshause der Seinen die Gruft bereiten. Der Herr kommt mit den Aposteln und nimmt ihn am Sonntag in verhüllendem Lichtglanze zu sich, und aus der offnen Gruft, die man ihm bereitet, strömt eine Mannaquelle hervor.

Petrus*) ist der Elias unter den Aposteln. In ihm feiert die Legende den Untergang des heidnischen Götter-, Dämonen- und Zauberwesens vor der richten-

*) Historia Lombardica LXXXIV.

den Macht göttlicher Wahrheit und dem Schwerte des Evangeliums. Wie die ägyptischen Zauberer von dem Wunderstabe des Moses, so wird Simon der Magier von der Gotteskraft des Apostels besiegt. Indem Ersterer, nach vielfachen Kämpfen und Niederlagen, nun noch das Aeußerste versucht, und in höchster Vermessenheit als den Sohn Gottes sich ausrufend, vor dem Kaiser Nero und dem versammelten Volke vom Kapitol aus, lorbeerbekränzt, durch magische Künste sich will zum Himmel erheben, spricht Paulus zum Petrus: „Nun säume nicht länger und vollende, was du begonnen hast.“ Da ruft Petrus: „Im Namen Jesu Christi, ich beschwör' euch, ihr Engel der Finsterniß, tragt ihn nicht länger mehr.“ Da beginnt Simon zu sinken und stürzt zerschmettert zu den Füßen der Menge herab.

Nächst der apostolischen Volkssage bildete sich unter den blutigen Christenverfolgungen der römischen Kaiser an den Gräbern der Märtyrer, deren Todesfeste als Geburtstage zum ewigen Leben (natalitia martyrum) mit Psalmen und Lobgesängen gefeiert wurden, in der begeisterten Verehrung des christlichen Volkes ein neuer Legendenkreis. Ein schönes Beispiel aus diesem Kreise ist die Sage vom Märtyrertode des Polycarpus, die Herder in seiner Legendensammlung bearbeitet hat. Selbst Kinder hatten zum Sterben Freudigkeit und Muth. Siehe die Legende „Die Mutter und das Kind“ Seite 114.

Seit dem heiligen Antonius,*) dem Manne der thebaniſchen Wüſte, der durch ſein Wort Kranke ſelbſt aus der Ferne heilte und Dämonen austrieb, der den heidniſchen Philoſophen, die über den Mangel an Wiſſenſchaft und Büchern ihn beklagten, zur Antwort gab: „Was iſt das Erſte, der Geiſt oder die Bücher? Die Natur rollt ein Buch vor mir auf, das Gott geſchrieben hat. Ihr habt noch keinen mit euren Syllogismen zum Heidenthume bekehrt, wir zum Evangelium unzählige mit unſerm einfältigen Glauben.“ — ſeit dieſer Zeit tritt die Legende im härenen Hemde und Schaafspelze des Eremiten auf, predigt Weltflucht und kühne Entſagung, und erzählt von dem frommen Einſiedler, welcher die Raubthiere der wilden Oede von ſeiner friedlichen Hütte hinwegſegnet, auf deſſen Gebet mitten in der waſſerloſen Wüſte die erquickende Quelle rieſelt und der datteltragende Palmbaum ſprießt.

Aus der thebaniſchen Wüſte wandert die Legende um die Mitte des 4. Jahrhunderts mit Pachomius auf die Nilinſel Tabenna, mit Hilarion in die Wüſte Gaza, und preiſt die göttliche Philoſophie und die Lebensweiſe der Engel, die hinter den ſtillen Kloſtermauern den ewigen Frieden des Himmels erringt.

Das abendländiſche Mönchsthum, nüchterner und proſaiſcher, ohne die morgenländiſche Beſchaulichkeit,

*) D. Karl Haſe, Kirchengeſchichte. 3. Aufl. Leipzig 1837. S. 77.

Geistesfülle und Andachtgluth, mit gelehrten Handarbeiten beschäftigt oder den Zwecken der Hierarchie dienstbar, hat vor dem Untergange des weström. Reiches die poetische Gestaltung der kirchlichen Volkssage nur wenig gefördert. Das morgenländische Kaiserreich versank immer tiefer in lethargischen Schlummer, die Kirche zehrte noch von den Schätzen der früheren Jahrhunderte, aber war ohne regsames geistiges Leben und poetisches Lebenselement, als sie, von der hereinbrechenden Macht des Islams überwältigt, nur noch ein kümmerliches Schattendasein behielt.

In dem Mittelalter, mit dem Beginne der Kreuzzüge bricht in der abendländischen Kirche die eigentliche Blüthenzeit und Epoche der christlichen Legende an. Die Wallfahrten nach Jerusalem, der heilige Krieg unter einem Kriegsherrn, dem nach den Worten des Pabstes Urban II. das Brod nimmer ausgeht, bei dem der Sieg gewiß, der Lohn ewig, der Tod ein Märtyrertod ist; die Menge der ächten und falschen Reliquien, welche die Kreuzfahrer aus dem gelobten Lande mitbrachten, weckte das Interesse an der alten morgenländischen Heiligensage, die, im Munde des Volkes mit neuen Legenden vermehrt, der Andacht der Christen einen begeisterten phantasiereichen Schwung verlieh. Das Vorbild der alten Heiligen und ihre andächtige Verehrung rief neue Heilige hervor. „Die Heiligenkrone war ein Adel und Ordensstern in den Hän-

den der Kirche, der den höchsten Verdiensten in der demüthigsten Gestalt als unermeßlicher Lohn jenseit und diesseit winkte.“ *) Allmählig erhielt jedes Land, jede Stadt, jede Gemeinde, selbst jede Zunft und Familie ihren eigenthümlichen Heiligen und Schutzpatron, um den immer weiter und weiter die Glorie der Legende ihren verklärenden Strahlenkranz zog.

Hedwig,**) die Schutzpatronin von Schlesien, die Gemahlin Heinrichs des Bärtigen, Mutter Heinrichs des Frommen, der in der Tartarenschlacht fiel, führte deutsche Ansiedler, Sitten, Sprache, Gesetze in Schlesien ein. Eine demüthige Magd Christi, eine Mutter der Armen und Kranken, welche, von ihrem Throne herabsteigend, in die Hütten der Aussätzigen und in die finstern Kerker der gefangenen Verbrecher die irdischen Gaben der Liebe und den himmlischen Frieden des Evangeliums brachte, lebt sie noch heute, nach sechs Jahrhunderten, in dem Munde des katholischen und protestantischen Volkes, steht auf den Altären der Kirchen in weißen Nonnengewande, mit dem Kloster Trebnitz in ihrer Hand, und in der Umgegend von Liegnitz erzählen die Hedwigssteine und Hedwigsbrunnen von den Orten, wo sie pilgernd und betend kniete, und von dem Segen der Heiligen, die also begnadigt erschien, daß aus ihren

*) D. Karl Hase, Kirchengeschichte. S. 347.

**) Das Leben der heil. Hedwig. Von J. G. Zeige, Pastor in Tentschel. Liegnitz 1836.

Fußtapfen rieselnde Quellen in lieblicher grüner Umgebung entsprangen.

Was die heilige Hedwig für Schlesien, das war die heilige Elisabeth*) für Thüringen. Tochter des Ungarkönigs Andreas II. und Gemahlin Hermanns, des Landgrafen von Thüringen, verwandelte sie die glänzende Wartburg in ein Hospital, vertheilte ihre Getraidevorräthe unter die Armen, spann mit eigenen Händen die Wolle, womit sie die Dürftigen bekleidete, und verschmähte in freudiger Selbstverleugnung, als eine barmherzige Nachfolgerin Christi, selbst die niedrigsten Magddienste am Bette der Aussätzigen nicht. Nach dem Tode ihres Gemahls aus der Wartburg vertrieben, freute sie sich pilgernd mit ihren Kindern von Haus zu Haus zu ziehn; in ihr Witthum zu Marburg eingesetzt, stiftete sie ein Hospital, um, völlig abgestorben der Welt, dem Dienste der Kranken zu leben, und starb, 24 Jahr alt, noch in der Fülle der Jugendblüthe, mit im Gebet strahlenden Antlitz unter den Segnungen der Kranken, die durch ihr Gebet und die Wunder an ihrem Grabe Genesung empfingen. Sie war, so erzählt die Legende, gleich der Maria in brünstiger Andacht und gleich der Martha in rastloser Dienstfertigkeit.

Von der Katharina, der Heiligen des römischen Pabstthums, deren in den Actis Sanctorum enthaltene

*) K. W. Justi, Elisabeth die Heilige. Zurich 1797. Hist. Lomb. CLXIII.

Legende dem Verfaſſer nicht zugänglich war, erzählt Karl Haſe K. Gſch. S. 348. Folgendes: „Die Tochter eines Färbers zu Siena in Italien, wuchs ſie auf unter den Heiligthümern der Franziskaner, deren Fußtapfen das Kind oft küßte, konnte ſich nimmer genug thun in Entſagungen und Martern, ſpäter lebte ſie allein vom Abendmahl. Schon dem Kinde war Chriſtus mit der dreifachen Krone freundlich erſchienen, allmählig wurden ſeine Beſuche und Unterhaltungen, bald allein, bald mit einigen Heiligen ſeiner Familie, alltägliche Ereigniſſe, feierlich verlobt er ſich mit der Jungfrau durch einen Ring, er nimmt auf ihr Liebesgebet ihr Herz aus ihrer Seite und ſetzt das ſeine an die Stelle. So hat ſie es ihrem Beichtvater offenbart, und er, der Dominikanergeneral Raymund von Kapua, der Chriſtenheit berichtet. Aus dem Glücke ihres beſchaulichen Lebens und vom Dienſte entſetzlicher Kranken hinweg wurde ſie hineingezogen in die Streitigkeiten Italiens und der Kirche. Sie ermahnte Gregor XI. zum Kreuzzuge, vermittelte ſeinen Frieden mit Florenz, drang während der Spaltung auf die Rückkehr des Pabſtthums nach Rom und ſtarb daſelbſt 1380 in Sehnſucht nach ihrem himmliſchen Verlobten.“

Dieſe kurzen charakteriſtiſchen Züge mögen zur Bezeichnung der mittelalterlichen Legende als ausreichend gelten.

Je näher das Zeitalter der Reformation heranrückt,

deſto tiefer ſinkt die Heiligenſage in der allgemeinen Achtung aller wiſſenſchaftlich Unterrichteten herab. Die Legende, als die heilige mittelalterliche Sagenpoeſie des chriſtlichen Glaubens, findet in ſchaalen, geſchmackloſen Mönchserfindungen ihren Untergang, die, namentlich in den Schriften Luthers und den Berner Faſtnachtſpielen von Nikolaus Manuel, dem öffentlichen Unwillen und Spott preisgegeben werden. In der Vorrede zur Ausgabe der Vitae patrum von Georg Majer. Wittenberg 1544 ſagt Luther: „Inter cetera Satanici furoris opera hoc non minimum est, quod historias, seu quas vocant Legendas Sanctorum, quam plurimas abolererit, et quas extare passus est (haud dubie non volens), ita corruperit fabulis stultis et impiis mendaciis, ut veri multo sint similiores et utiliores gentium quaedam fabulae.“ Nikolaus Manuel *) in dem „Faßnachtſchimpf, ſo zu Bern in Uechtland uf der alten Faßnacht im XXII. Jahr (1522) gebrucht iſt“ läßt den Bauer Rudi Vogelneſt eine Legende erzählen, wie ſie betrügeriſche Mönche zu erfinden und als untrügliche Wahrheit zu verkünden pflegten.

Ja ſie predigen dick an Gottes Worts Statt
Ein Mährlin, das da gedichtet hat

*) Des Venners der Stadt Bern Nikolaus Manuel Faſtnachtſpiele. Nach Handſchriften und der Ausgabe von 1540 neu abgedruckt. Bern 1836. S. 80.

Ein alts Wyb, das by der Hechlen saß:
„Wie vor Zyten ein Schüler was,
Dem fielen dry Zähn us der Nasen;
Der opfert St. Gricks einen Hasen,
Zwei Nyßli Werg, dry Rümpfli Harz,
Eine feiste Henn, die mußt syn schwarz
Mit gälen Füßen und ein rothen Kammen,
Und auch von einer wyßen Suw ein Hammen;
Das trug er drymal um den Alter,
Und betet anderthalben Psalter,
Und gab do dem Kilchherren das Huhn zu fressen
Und ließ ihn darzu sprechen dritthalbe Messen
Von St. Gricks und sinem Götte (Pathen)
Und daß mans eben lesen sötte
Sunst nienen anders, denn vorn im Chor,
Da stundend ihm die Zähn wieder, wie vor.“

Mit dem zweiten Jahrhundert der christlichen Kir
che beginnt die Legende, im Mittelalter während de
Kreuzzüge steht sie in höchster Blüthe, mit der Refor
mation hat sie ihr Ende erreicht. Die später entstande
nen Legenden sind vereinzelte lokale in Klöstern oder a
Wallfahrtsörtern erzeugte Sagen, die zu keiner öffen
lichen Anerkennung in der katholischen Kirche gekomme
sind.

Das berühmteste Legendenbuch des Mittelalter
aus dem der Vf. einen großen Theil der bearbeitete
Stoffe geschöpft hat, die Historia Lombardica, wege

ihres weit verbreiteten Gebrauchs und Anſehns die goldne Legende genannt und in alle Volksſprachen des Abendlandes überſetzt, iſt von dem Dominikaner Jacobus de Voragine (geſt. 1298) zuſammengeſtellt, nach den Feſtzeiten geordnet, mit wunderlichen etymologiſchen Zuſätzen verſehn und enthält außer den Heiligengeſchichten noch manche andre Erzählungen und Betrachtungen z. B. de adventu, de nativitate, passione domini, u. ſ. w. welche in Kirchen und Klöſtern an den katholiſchen Feſt- und Heiligentagen verleſen wurden, daher der Name Legendae (scil. historiae) festorum sive sanctorum. Die vollſtändigſte Sammlung aller Heiligengeſchichten, zu deren Ausbeutung der Vf. keine Gelegenheit hatte, enthalten die Acta sanctorum, quotquot toto orbe coluntur, von Johannes Bollandus und Anderen, Antwerpen 1643—1794 in 53 Foliobänden herausgegeben.

* * *

Was man für und wider die Legende geſagt, hier zu berichten und abzuwägen, liegt außer dem Zwecke dieſes Aufſatzes. Nach unſrer Anſicht läßt ſich der Werth der Legende von einem dreifachen Geſichtspunkte beurtheilen, nämlich von dem hiſtoriſchen, theologiſchen, und äſthetiſchen.

Keineswegs ſind alle Legenden in Bauſch und Bogen, wie Luther ſie nannte, als Lügenden zu betrachten. Einige enthalten, durch glaubwürdige Zeugen er-

zählt, volle oder wenigstens halbe hiſtoriſche Wahrheit, denn Legenden und Chroniken fließen im Mittelalter zuſammen; die meiſten, wenn auch in das Gebiet ungewiſſer, ja ſelbſt unglaublicher Sagen gehörig, laſſen doch einen beſtimmten geſchichtlichen Hintergrund ahnen, alle aber ſind für den Geſchichtsforſcher darum wichtig, weil er in ihnen den treuen Spiegel der herrſchenden Anſchauungen und Lebensrichtungen, namentlich in der Zeit des Mittelalters erkennt, das ſelbſt den älteſten Legenden das eigenthümliche Gepräge ſeines Geiſtes aufgedrückt hat. Das Wann, Wo und Wie der Heiligenſagen zu ermitteln, ihre Entſtehung und allmählige Fortbildung nachzuweiſen und den rein geſchichtlichen Gehalt von dem ſagenhaften Zuſatze zu ſcheiden, bleibt indeß eine höchſt ſchwierige, oft unlösbare Aufgabe, da die Legende in Zeiträume fällt, wo ſich kaum unterſcheiden läßt, ob die Poeſie zur Geſchichte oder die Geſchichte zur Poeſie geworden iſt.

Von dem theologiſchen Geſichtspunkte aus mußten die Reformatoren nothwendig in entſchiedenen Gegenſatz zur Legende treten, weil in ihr eine mönchiſch aſcetiſche Tendenz vorwaltet, weil ſie zur Verherrlichung des Pabſtthums, zur Beförderung eines abergläubiſchen Heiligendienſtes und zur Empfehlung äußerlicher Werkheiligkeit allgemein gemißbraucht wurde. Wir, außerhalb der reformatoriſchen Oppoſition auf einem freieren Standpunkte ſtehend, können dieß Alles zugeben und doch der Le-

gende ihr Recht widerfahren laſſen. Wie man einge-ſehen hat, daß auch das Pabſtthum in ſeiner Blüthe, als eine geiſtige Univerſalmonarchie über die unmündigen Völker des Mittelalters, ein nothwendiges und heilſames Inſtitut war, daß die Klöſter Miſſions-Stationen und Kolonieen bildeten, denen wir Chriſtenthum und chriſtliche Kultur verdanken, ſo müſſen wir auch zugeben, daß durch die Legenden das Reich Gottes gefördert worden iſt. Die oft wunderlichen Heiligen der katholiſchen Kirche geben auch ſeltene herrliche Beiſpiele von hoher Glaubenskraft, chriſtlicher Verleugnung und heldenmüthiger Selbſtaufopferung, die das irdiſche Leben preisgiebt, um das himmliſche zu gewinnen. Die Zeit einer beſchränkten Verſtandesrichtung, in der man z. B. die heilige Eliſabeth bedauert, daß ſie nicht in unſern aufgeklärten Tagen gelebt habe, und die Katharina von Siena ein albernes Weibsbild nennt, iſt immer mehr im Verſchwinden begriffen. Immer mehr kommt man zu der Erkenntniß, daß der Gang der Welt- und Kirchengeſchichte, weil Eine unſichtbare Hand ihre verborgenſten und verworrenſten Fäden feſthält, entwirrt und verbindet, im Ganzen und Großen untadelhaft ſei, daß keine Zeit das Licht der Wahrheit und Frömmigkeit ausſchließlich für ſich beſitze, daß der Herr zu keiner Periode ſeine Kirche verlaſſen habe, und in tauſend verſchiedenen Geſtalten zu den verſchiedenſten Zeiten ſich die Herrlichkeit Eines und deſſelben Geiſtes offen-

bare. Ueberdieß iſt ja auch die proteſtantiſche Kirche als eine Tochter der katholiſchen zu betrachten, aus deren Schooße ſich ſelbſt die neue Entwickelung und Geſtalt des chriſtlichen Lebens, wie wir ſie im Proteſtantismus beſitzen, obgleich im Kampfe gegen den Druck hierarchiſcher Machthaber, hervorgebildet hat. Schon um deßwillen ſoll die Tochter das Andenken der Mutter ehren, und darf auch das alte Erbtheil der Legenden nicht wegwerfen, das ihr aus den Tagen der früheſten Kindheit verblieben iſt.

In äſthetiſcher Hinſicht iſt der Werth der Legende von Dichtern, wie Herder, Göthe, Koſegarten, Guſtav Schwab, de la Motte Fouqué u. A. faktiſch anerkannt worden. Im Gegenſatz zur proſaiſchen Fabel, welche die gewöhnliche Moral oder gar nur die gemeine Weltpraxis verſinnlicht und hinterdrein altklug docirt, was die redenden Thiere und Bäume eigentlich ſagen ſollen, kann man die Legende eine wahrhaft poetiſche Lehrerzählung nennen, weil ſie die ewigen chriſtlichen Ideen in der Geſtalt der Geſchichte oder der dichtenden Sage zur unmittelbaren lebendigen Anſchauung bringt. Kindliche Einfalt und Tiefe eines chriſtlich frommen, ſinnig beſchaulichen Gemüths, das eine gewiſſe ganz eigenthümliche ſinnlich überſinnliche Vertraulichkeit mit den Wundern der Natur- und Geiſterwelt offenbart und zuweilen mitten im Ernſte einen geiſtreich phantaſtiſchen Humor durchſchimmern läßt, ſind die hervor-

ſtechendſten Merkmale, wodurch ſie ſich auszeichnet. Daß ſich in der ungeheueren, kaum überſehbaren Maſſe des Stoffes vieles Rohe, Geſchmackloſe finde, wird Niemand in Abrede ſtellen und von manchem mönchiſchen Legendenverfaſſer und Sammler mag gelten, was der Dominikaner Canus (loc. theol. lib. II. c. 6.) von Jakobus de Voragine ſagt, er ſei ein homo ferrei oris, plumbei cordis, animi certe parum sobrii et prudentis. Wollte man indeſſen eine Commiſſion ſach- und kunſtverſtändiger Gelehrten und Kritiker berufen, um das Chaos zu ordnen, zu ſichten und zu lichten, ſo würde gewiß noch eine große reiche Ausbeute von ächten Erzeugniſſen chriſtlicher Glaubenspoeſie übrig bleiben. Unter einem Haufen von Schutt und Sand ſind oft die köſtlichſten Edelſteine verborgen, die nur der rechten Politur und Faſſung bedürfen, um in dem herrlichſten Farbenſpiele zu ſtrahlen. — Am Schluſſe dieſes kurzen, die Geſchichte und das Weſen der Legende nur andeutenden Aufſatzes unterſchreiben wir Herders Ausſpruch: „Nebſt den Ritterbüchern war die Legende die höchſte Blüthe und Blume menſchlicher Ausbildung“ und ſetzen hinzu: Sie war die Volksbibel des Mittelalters.

Aus dieſer Volksbibel die wahrſten und ſchönſten Bilder zu ſammeln, ſie vom anhaftenden Staube und Schmutze zu reinigen, in paſſende Rahmen zu bringen und im Wiederſcheine des ewigen für alle Chriſtenvölker und Zeiten leuchtenden Lichtes ſtrahlen zu laſſen, war

des Verfaſſers Bemühn. Gewiß von einem guten Theile der katholiſchen Legenden mag überhaupt gelten, was Luther ſo ſchön von den unter ſeiner Leitung herausgegebenen Vitis patrum ſagt: *) „Sunt in eo libro, ut et in Hieronymo, multa egregie dicta et facta, quae ut fragmenta evangelicae mensae colligere oportet et non abiicere cum istis sordibus, quas alii imprudentes miscuerunt, velut illae dirae volucres apud Virgilium dapes Aeneae foedaverunt.

*) In der Vorrede zu: Vitae patrum in usum ministrorum verbi repurgatae per Georgium Majorem, Witembergae 1544.

Beſonders Erläuterndes

zu den chriſtlichen Legenden und Geſchichten.

A. Der Apoſtelkreis.

St. Johannes, ein Legendenkranz.

Die drei erſten Legenden gehören zu den älteſten Apoſtelſagen und ſind nach dem Berichte des Clemens von Alexandrien, des Johannes Caſſianus und Hieronymus erzählt. Das zahme Rebhuhn (perdix) in Nr. 2. iſt der chriſtlichen Symbolik gemäß in eine weiße Taube verwandelt worden.

Paulus in Banden.

Der in die Legende vom Vf. eingeführte Patroklus war nach der Sage ein Mundſchenk des Kaiſers Nero, den der Apoſtel bekehrte und vom Tode erweckte. S. Historia Lombardica. LXXXV. a.

Petrus in Banden.

„Wirft er Simons Zauberlug
Nieder mit dem Gotteswerte“ u. ſ. w.

S. die Erklärung hiervon S. 224 ff.

BB. Mittelalterliche Legenden und Geſchichten.

Der Urſprung mancher in dieſer Abtheilung erzählter Sagen reicht höher hinauf, ſie ſind aber hier aufgeführt, weil ſie das Gepräge mittelalterlicher Ausbildung deutlich an ſich tragen.

Das Kreuz Chriſti.

Dieſes Gedicht iſt nach dem voranſtehenden Mönchsverſe Ligna crucis u. ſ. w. gebildet. Man nahm an, daß das Kreuz Chriſti aus 4 beſonderen Theilen, nämlich aus dem Grundblock, dem Hauptſtamme, dem wagerecht eingefügten Balken und der Tafel mit der Inſchrift beſtanden habe.

St. Forſeus.

Der Name eines ſonſt unbekannten Biſchofs, den die Hist. Lomb. nennt. Der Kampf guter und böſer Geiſter um die dem Körper entrinnende Seele iſt eine im Mittelalter häufig wiederkehrende Vorſtellung, welche die Wahrheit enthält, daß Gut und Bös in dem Menſchen die Herrſchaft ſich ſtreitig machen und der alte Adam auf Erden nie völlig ausgezogen und überwunden wird.

St. Chriſtopherus

hieß nach der Legende urſprünglich Reprobus, weil

er von einem Herrn zu dem andern ging, bis er endlich den höchſten und herrlichſten fand, und ſeit er Chriſtum getragen, den Namen Chriſtopherus, Chriſtusträger, erhielt. Wegen der Unverſtändlichkeit dieſer Fremdnamen konnte das Gedicht keine Rückſicht darauf nehmen. Die Sage iſt zuſammengezogen und nur der erbauliche Kern wiedererzählt. „Doch war er kein gefährlich Mann“ iſt eine abſichtliche Anſpielung auf das bekannte Gedicht von Claudius, um die beiden Rieſen in Gegenſatz zu ſtellen.

Der Lobgeſang.

Der rohe vorgefundene Stoff dieſes Gedichtes iſt folgender: Quodam tempore per paludes Venetiarum ambulans invenit maximam avium multitudinem cantantium in palude, dixitque ad socium: „Sorores aves laudant creatorem suum. Eamus et in earum medio horas canonicas decantemus.“ Quibus intrantibus aves motae non sunt, sed quia ob nimium garritum se invicem audire non potuerunt, ait: „Sorores aves, a cantu cessate, donec laudes debitas domino persolvamus.“ Quibus statim tacentibus, finitis laudibus, licentiam cantandi dedit, et statim cantum suum more solito resumpserunt. Hist. Lomb. CXLIV. G.

Barlaam und Joſaphat.

Barlaam, nicht zu verwechſeln mit dem calabri-

ſchen Abts gleiches Namens im 14. Jahrh., war ein Eremit, der nach der Sage etwa im 3. oder 4. Jahrh. lebte und den indiſchen Prinzen Joſaphat bekehrte. Ihre Geſchichte ſoll Johannes Damascenus geſchrieben haben. Hierauf wird ſie von der Hist. Lamb., und dann von Rudolf von Ems chronikmäßig in kurzen Reimpaaren wieder erzählt. Sie enthält eine der älteſten poetiſchen Apologieen des Chriſtenthums, die eine neue Geſtaltung und Wiederbelebung verdient. Der Vf. hat den Stoff gelichtet und geſichtet, die mönchiſche Tendenz in den Hintergrund treten laſſen, die an ſich lieblichen und ſinnreichen, aber den lebendigen Fortgang der Legende ſtörenden Gleichniſſe ausgeſchieden und ſie zu einem Parabelkranze vereinigt, der unter den vermiſchten Gedichten zu finden iſt.

Valerianus und Cäcilia.

Nach der Dichtung des Verfaſſers enthält dieſe Legende das Lob ehelicher Liebe und Keuſchheit im Bunde des Herrn, nach der Hist. Lamb. dagegen das Lob ewiger Keuſchheit im Sinne der Kloſtergelübde. Cäcilia, eine Chriſtin und edle Römerin, weigert ſich ihrem Verlobten Valerianus in die brautliche Kammer zu folgen, weil ſie den Engel des Herrn zu ihrem Geliebten erkoren habe. Auf ihre Bitte erſcheint der Engel. In einem Buche, das er in der Hand trägt, ſteht mit goldnen Lettern geſchrieben: „Ein Gott, Ein Glaube, Eine

Taufe.“ Valerianus glaubt und wird vom heiligen Urban getauft. Nun überreicht ihnen der Engel die Rosen- und Lilienkränze mit den Worten: „Istas coronas immaculato corde et mundo corpore custodite, quia de paradiso dei eas ad vos attuli; nec unquam marcescent nec odorem amittent, nec ab aliis, nisi quibus castitas placuerit, videri poterunt.“ So die Hist. Lomb. CLXIV. B.

Der Ritter Georg.

Diese Legende wird mit lokalen Zusätzen und Ausschmückungen verschieden erzählt. Der Vf. schließt sich, mit Hervorhebung der alten christlichen Symbolik (vergl. Luc. 10, 19.) an die Hist. Lomb. an. S. LVI. A.

Bernhard von Clairvaux.

Der in der fünften Legende gebrauchte Ausdruck: „Der manche Burg des Herrn errichtet“ bezieht sich auf die große Zahl der Klöster, die B. v. Cl. theils gestiftet, theils reformirt hat. Unter seiner Aufsicht und Leitung waren sie wirklich Burgen des Herrn, Zufluchts- und Schutzörter vor dem Verderben der Welt und Pflanzschulen vorzüglicher Kirchenlehrer und Seelenhirten.

Des Teufels Bild.

Die ursprüngliche Legende erzählt nur, daß der Maler den Zumuthungen des Teufels, ihn schöner zu

malen, beharrlich widerſtanden habe und gegen die Anſchläge ſeiner Rache von der Maria wunderbar beſchützt werden ſei. S. Speculum exemplorum omnibus christicolis salubriter inspiciendum. Distinctio IV. Exemplum IX.

Das Crucifix.

Die Königsberger Volksſage nach „Widar Ziehnert, Preußens Volksſagen u. ſ. w, 1. Bd. S. 137. berichtet: „Zur Zeit, da Conrad von Fruchtwangen Meiſter des deutſchen Ordens war, befand ſich unter den Ordensbrüdern ein frommer gottesfürchtiger Ritter, der Kamerherr Michael Rimpitz. Derſelbe hielt auf die heilige Jungfrau Maria gar große Stücke, und wer etwas von ihm begehrte, durfte ihn nur „um der heiligen Maria willen“ bitten, ſo konnte er der Gewährung gewiß ſein.“ Der Vf. hat dafür die Bitte „um Jeſu willen“ gewählt, theils um der Legende überhaupt eine tiefere Bedeutung zu geben, theils um ſie mit dem wunderbaren Schluſſe, wodurch die Frömmigkeit des Ritters verherrlicht wird, in völligen Einklang zu bringen. Denn Chriſtum um der Maria willen beherbergen, hat auch im katholiſchen Lehrbegriffe keinen Sinn.

Der böſe Schwur. Der Wirth und der Landsknecht.

Beide Legenden erzählt Luther in ſeinen Tiſchreden, als Exempel, wie Gott ſolche Gewalt des Teufels zu-

weilen zulaſſe, um die menſchliche Vermeſſenheit zu ſtrafen. Die letztere iſt genau nach Luther's Berichte, die erſtere mit verändertem Schluſſe wieder erzählt.

Die Verſöhnung.

„Gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts trennten mehrere ſchleſiſche Fürſten ſich von der Krone Polen, und begaben ſich unter den Schutz des Königs Johann von Böhmen. Nur Herzog Boleslaus I. von Münſterberg war zu dieſem Abfall nicht zu bewegen, vermuthlich weil ſein Bruder Bernhard, Herzog von Schweidnitz, eine Tochter des König Uladislaus von Polen zu ſeiner Gemahlin hatte. Hierüber aufgebracht, befahl König Johann ſeinem Sohn Karl IV., den Herzog Boleslaus durch die Gewalt der Waffen ſeiner Oberherrſchaft zu unterwerfen.“ Nun erfolgte, was im Gedicht erzählt wird. S. Schleſier-Buch. Liegnitz 1825. S. 49.

Katharina von Siena.

S. S. 230.

C. Aus der Reformationszeit.

Der Traum Friedrichs des Weiſen.

Dieſen Traum erzählt eine Original-Handſchrift in dem Archive zu Weimar. Eine treue Kopie davon findet ſich in dem Reformations-Almanach für Luther's Verehrer auf das evangeliſche Jubeljahr 1817. Heraus-

gegeben von Friedrich Keyſer. Erſter Jahrgang. Zweite Auflage. S. 203. Der Anfang lautet: „Somnium memorabile Friderici sapientis, Saxoniae Electoris, quod habuit 30. Octbr. 1517. Das iſt des Durchlauchtigſten u. ſ. w. Friedrichs des Weiſen, Herzogen zu Sachſen, Churfürſten, Traum.

Der ehrwürdige Herr Georgius Spalatinus hat mir Antonio Musae glaubwürdig erzählt einen Traum, welchen Herzog Friedrich, Churfürſt zu Sachſen, gehabt hat zu Schweinitz, die Nacht zuvor, nehmlich Allerheiligen, ehe Dr. Martin Luther ſeine Erſten Positiones wider den Pabſt und Bruder Johann Tezels Predigten von der Römiſchen Gnade und Ablaß zu Wittenberg öffentlich zu vertheydigen hat angeſchlagen, welchen Traum auch Churf. Gnaden bald frühe Morgens zum Gedächtnis aufgezeichnet, auch denſelben ihrem Herrn Schwager, Herzog Hanſen zu Sachſen, in Beiſein des Kanzlers referirt hat und geſagt: Herr Bruder u. ſ. w.“

Die nun folgende Erzählung hat das Gedicht im Weſentlichen getreu wiedergegeben.

Friedrich Mekum von Lichtenfels,

gewöhnlicher Fridericus Mecumenius, am häufigſten Fridericus Myconius genannt, wirkte in Zwickau, Gotha, Leipzig und durch reformatoriſche Reiſen an vielen andern Orten mit groſſem Erfolg und Eifer für die Reinigung und Erneuerung der chriſtlichen Kirche, und ſteht

unter den Genossen und Mitstreitern Luther's und Melanchthon's in der ersten Reihe. Er war zu Lichtenfels, einem kleinen Flecken bei Frankfurt am Main, am 26. Decbr. 1491 geboren und starb als Superintendent zu Gotha am 6. April 1546 an der langwierigen Krankheit der Lungensucht. Das Jahr 1510, als Johann Agricola nach Annaberg kam, wo Myconius die gelehrte Schule besuchte, ist der Wendepunkt seines Lebens. Um das Heil seiner Seele bekümmert, weil er die Vergebung der Sünden mit Geld nicht erkaufen mochte, trat er in das Franziskanerkloster daselbst ein. Der Traum, den er in seinem zwanzigsten Lebensjahre gleich nach dem Eintritte ins Kloster hatte, und den er zwei Monate vor seinem Tode genau und ausführlich seinem Freunde M. Paul Eber erzählt, ist die erhabenste prophetische Vision der Reformationsgeschichte, die in dem Leben des Myconius sich abspiegelt. — Den Werth, den Luther selbst auf sein Wirken legte, beweist die Stelle eines an ihn gerichteten Trostbriefes. Als Myconius bei bedenklichem Husten und fortdauernder Heiserkeit einige Jahre fast gar nicht reden konnte, bittet ihn Luther aufs dringendste, seiner Gesundheit zu schonen, und schreibt: Mallem certe te esse validiorem, sed ubi sentis, te non posse loqui, oro te, ut potius valetudinis tuae rationem habeas, quam ut amplius tibi accersas incommodum. Melius est, te vivere semivirum, quam mori vocalissimum. Po-

terio consilio et auctoritate ecclesiis prodesse etiam nemimortuus. S. das Weitere in Carol. Henrici Godofred. Lommatzsch, Narratio de Friderico Myconio. Annaebergae MDCCCXXV. —

S. 179.: „Und hat des Bauern Wuth gedämpfet,
Der um des Fleisches Freiheit kämpfet.“

Einem Haufen aufrührerischer Bauern, die nach Ichterhausen zogen und im Sinne hatten, die Schlösser Gleichen, Mühlberg und Wachsenburg zu schleifen und den Adel zu vertreiben, ging Myconius mit dem Worte Gottes unerschrocken entgegen, und „beredete und zertrennete sie mit einer Oration,“ wie er selber erzählt.

Aennchen van den Hove

wurde am 19. Juli 1597 auf dem Bärenheyvelt, einem Platze vor dem Löwener Thore bei Brüssel, von dem Magistrat, einigen Jesuiten und Franziskanern, einer Anzahl Gewaffneter und der neugierigen Menge bis dahin begleitet, lebendig begraben, weil sie ihr evangelisches Glaubensbekenntniß nicht abschwören wollte. Dieß ist historisch begründete Thatsache. Siehe Heinrich Leo's Sendschreiben an Görres S. 31—34. Das Gedicht erinnert absichtlich in Versmaaß und Ton, selbst durch einzelne Ausdrücke, an das berühmte Lied Luther's, worin er die niederländischen Märtyrer Johannes und Heinrich von Zütphen besungen hat.